OSKAR SCHWÄR

Leben
des Deutschen
Johann Gottlieb Fichte

WILHELM LIMPERT · BERLIN · DRESDEN

Sächsische

25	8 ^o
3273	

Nur bedingt
verfügb.
Landesbibl.

OSKAR SCHWÄR

Leben
des Deutschen
Johann Gottlieb Fichte

WILHELM LIMPert-VERLAG · BERLIN · DRESDEN

Biogr.

1945. 152689

(1945. 2876)

0

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

1952 We 119

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1937 by Wilhelm Limpert-Verlag, Berlin SW 68

Printed in Germany

Druck und Gestaltung Wilhelm Limpert, Dresden

Als Johann Gottlieb Fichte am 19. Mai des Jahres 1762 das Leben beginnt, ist seiner Mutter Großoheim nahe am Ziel der irdischen Wanderschaft. Dennoch kommt der Greis an diesem Frühlingstage herüber nach Rammenau. Er will das Kindlein segnen und den jungen Eltern Glück wünschen und dann Abschied nehmen auf immer.

Aber den Felderhügeln und Waldbergen der Oberlausitz wölbt sich hoch der blaue Himmel. Helles Vogelgezwitscher erfüllt die Luft. Es begleitet den alten Mann auf dem ganzen Wege. Wie er sich dem kleinen Kirchlein nähert, sieht er vom Schlosse her die Schwalben kreisen. Sie dehnen ihren Flug bis über das Pfarrpachterhaus, das der Bandweber Christian Fichte, der Mann der Großnichte, seit vergangenem Jahre bewohnt. Die edlen und geliebten Vögel über dem Hause, darin das Neugeborene den ersten Schlaf tut: das deutet sich die tiefe Frömmigkeit des Greises als ein glückliches Zeichen.

Dann steht er an der kleinen braunen Wiege. Das Kind regt sich. Da muß er niederknien. Wie die Sonne des Maitages die Stube erhellt, so ist sein Geist vom Lichte der Ewigkeit getroffen worden. Bewegt spricht er die Worte: „Johann Gottlieb heißen dich deine Eltern. So wird es sein: du in Gott und Gott in dir! Du wirst deinem Vater und deiner Mutter ein Trost sein in ihrem Alter, und Freude und Kraft wird ausgehen von dir auf deine Mitmenschen!“

Wie der Greis sich aufrichtet, stehen die anderen noch lange in tiefer Andacht. Die junge Mutter im Bett flüstert ein inbrünstiges „Amen!“

Nicht lange verweilt der Großoheim. Er redet auch nicht viel. Sein Herz ist voll von Dankbarkeit und Freude. Nachdem er sich ein wenig

gestärkt hat mit Speise und Trank, tritt er langsam den Rückweg an. Im Hause bleibt eine feierliche Stimmung. Immer wieder einmal ist es, als erwachten die Verheißungsworte. Der Mund, der sie gesprochen, hat zu verschiedenen Malen das Geschick ihm nahestehender Menschen vorausgesagt. Das weiß ein jeder. Der Bandweber Christian Sichte und sein Weib beschließen diesen Tag mit einem heißen Dankgebet; denn sie sind gewiß: so wird es sein, ihr Kind in Gott und Gott in ihm.

Der Großoheim hat das Kind nicht mehr gesehen, er ist bald danach über die Schwelle aus der irdischen in die ewige Heimat getreten. Als Johann Gottlieb heranwächst, müssen die Eltern zuweilen denken: der gute, treue Großoheim wacht auch noch aus der anderen Welt über ihn.

Nicht lange können sie alle Liebe und Sorge ihm allein widmen. Der Erstgeborene muß die Wiege bald einem Brüderchen freimachen. Dann folgen immer noch sechs Brüder und zwei Schwestern.

Aber da haben sie schon ein neues und eigenes Heim. Christian Sichte hat ein Stück „Aue“ bei der Steinbrücke erworben und sich ein schönes Fachwerkhaus bauen lassen. Darin flappert und flirrt nun der breite Bandwebstuhl. Draußen im Garten um den Born tummeln sich die Kinder.

Das Handwerk ernährt die starke Familie nur, wenn Vater und Mutter täglich vom frühen Morgen bis zum späten Abend emsig arbeiten. Da fällt es Gottlieb als dem Ältesten zu, die jüngeren Geschwister zu überwachen. Er überragt sie zwar wenig an Größe, aber er ist kräftig und behende, er weiß sich zu helfen und braucht die Mutter nicht von ihrer Hantierung wegzurufen.

Aber es dauert nicht lange, da ist er seines Hüteramtes müde. Das Spielen mit den Geschwistern macht ihm keine rechte Freude. Sie sind zu lebhaft und lassen ihm keine Minute Ruhe zu besinnlicher Betrachtung. Die ist dem kleinen dunkelhaarigen und ernstblickenden Manne schon Bedürfnis. Wenn er abends im Bett die Glasglocke der Wanduhr schlagen hört, da klingt es hell und schön in ihm wider, da erheben sich seine Gedanken gleich bunten Vögeln

hoch in den Raum und schweifen in seliger Lust. Nur Schade: er kann es nie lange genug genießen; denn der Schlaf überfällt ihn zu rasch. Darum sucht er am Tage nach Einsamkeit, um sich diesem inneren Leben hingeben zu können. Er entfernt sich von der Geschwisterschar, hält sich an einem stillen Teiche auf oder sitzt auf einem Feldrain oder an einem Waldrande. Lauter Wunder sind um ihn, in der Nähe und Ferne. Im Staunen und Betrachten ist so viel Beglückendes, daß Gottlieb nichts Schöneres mehr kennt. Er verspürt keinen Hunger, denkt nicht an die Vesperschnitten, auch nicht ans Abendessen; denn wenn die Vögel, Schmetterlinge und Käfer ihren Unterschlupf für die Nacht gefunden haben, wenn das Lächeln der Blüten verloschen ist und der Sibyllenstein und der Schwedenstein im Dämmer versinken, dann zeigt sich ein neues Wunder: der Himmel erglüht, und die Wolken schiffe ziehen wie die sagenhaften Meeresdrachen der Wikinger durch die Lohe, dann blinzeln die ersten Sterne, oder still und freundlich blickt der Mond hernieder. Da bleibt der Knabe noch immer gebannt stehen. Er möchte auch die Finsternis auskosten. Wie mag es sein, wenn die Nacht mit ihren schweren, dunklen Fittichen die Welt einhüllt, wenn alle Wesen untergeschlüpft sind? Aber er muß heim, muß lernen, muß den Abendsegen lesen. Manchmal schon hat der Vater ihn hereingeholt und gescholten wegen des Draußenherumlungerns. Der Knabe kann es ihm nicht sagen, was in seiner Seele vorgeht, wenn er im Felde so einsam ist. Niemand ahnt es. Es ist ein Kindheitsglück, von dem er ganz allein weiß.

Als Johann Gottlieb Fichte dem Schullehrer zugeführt wird, hat er schon mehr erlebt und gelernt als die anderen Kinder seines Alters. Er kann Morgengebet und Abendsegen, nicht nur sprechen, sondern auch aus dem Buche lesen, und viele fromme Lieder kann er schon singen. Der Vater hat ihm diese Künste beigebracht, hat ihm auch viel von den Gegenden erzählt, die er in seiner Jugend durchwandert hat. Am schönsten muß das Land der Saale sein mit den alten Burgen und gemüthlichen Städten. So lebendige Bilder füllen des Knaben Seele, als sei er ein weitgereister Mann, und ist doch kaum über Rammenau hinausgekommen; in Pulsnitz hat er die Verwandten

besucht und die braunen Pfefferkuchen gegessen, und über den weiten Marktplatz in Bischofswerda ist er wohl schon an Mutters Hand geschritten. In Gedanken aber, o, da war er so weit fort wie der Vater und wie der Schullehrer, und noch viel weiter!

So stellt er denn in der Schule seinen Mann. Er merkt alles, was ihm erzählt wird, und kann es daheim den Eltern und Geschwistern lebhaft wiedererzählen. In der Klasse muß er vorsprechen und vorsingen. Wenn der Schullehrer den Bandweber oder seine Frau trifft, ist er des Lobes voll über den Jungen. Der Vater wundert sich nicht, er kennt seinen Gottlieb und hat schon oft gedacht: er hat das Zeug zu einem Pfarrer. Wenn nur ich, fährt er in Gedanken fort, wenn nur ich das Zeug hätte, ihn auf die Hohe Schule schicken zu können!

Solche Regsamkeit und solcher beispielhafte Eifer müssen auch einmal belohnt werden; und da hat sich der Vater etwas Passendes ausgesucht: er bringt ein Buch mit aus der Stadt Bischofswerda, ein Buch, das dem Jungen Freude machen muß: das vom Hürnen Siegfried. Ob es ihm Freude macht! Gottlieb liest mit Begeisterung, er kommt nicht mehr los davon! Auch wenn er das Buch nicht vor sich hat, lebt er darin. In der Schule und bei häuslichen Verrichtungen, immer und überall sieht er den herrlichen Jung=Siegfried, und das Herz schlägt ihm hoch, wenn er den Helden in Fahr und Not geraten sieht. Kein Wunder: Gottlieb hört nicht mehr die Worte des Lehrers, er hat keine Zeit mehr, um sorgfältig zu schreiben und zu rechnen, er vernimmt, was ihm die Mutter aufträgt, nur halb oder gar nicht; er wird gescholten, und in der Schule erhält er für seine Unaufmerksamkeit eine Tracht Prügel. Da stutzt der Junge. Wer hat ihm das Übel bereitet? Das Buch! Es ist ein Verführer! Das Buch muß vernichtet werden! Er nimmt es und schleudert es in den Bach. Als es aber im Wasser untergeht, bereut er die Handlung. Es ist doch Schade um das herrliche Buch! Er weint laut auf. Der Vater erscheint. Gottlieb gesteht, was er getan, aber nicht, was ihn zur Tat getrieben, und empfängt eine zweite Tracht, aber schlimmer als die erste, für Undankbarkeit und Leichtsinn. Wie Schmerzen die Hiebe! Aber er

erträgt sie lieber, als daß er jammerte und seine Unschuld beteuerte! Er ist ja auch nicht mehr sicher, daß das Buch das Unheil herbeigeführt hat: seine eigene Schwäche ist Schuld, er hätte standhafter sein müssen gegenüber einem Verführer! So gibt er sich Rechenschaft über das Geschehene, Erkenntnis und Wille reifen. Als später der Vater ihm wieder ein Buch schenken will, lehnt Johann Gottlieb es ab: er läßt sich nicht noch einmal in dieselbe Versuchung führen.

Der Achtjährige hat einen guten Freund gewonnen. Das ist aber nicht ein Altersgenosse, sondern der würdige Herr Pfarrer!

Der Pfarrer kennt keinen besseren Kirchgänger als den kleinen Nachbarn. Wer in der Gemeinde wäre wohl noch imstande, die Predigten so sicher, so vollständig, so fließend zu wiederholen wie dieser Knabe? Einem solchen muß vorwärtsgeholfen werden, sagt sich der Pfarrer. Er widmet sich ihm, unterrichtet ihn. Es muß aber noch mehr geschehen. Darum stellt er ihn auch der Gutsherrschaft vor, der Familie des Grafen von Hoffmannsegg: wenn die dieses junge Talent erkannt hat, wird sie wissen, was zu tun ist.

Was der gütige Pfarrer vorbereitete, erfüllt sich in unverhoffter Weise: Freiherr Haubold von Miltitz, der Schwager des Gutsherrn, hört gern die Predigten des Rammener wackeren Pfarrers. Als er den Gottesdienst einmal versäumt hat und das bedauert, sagt man ihm, die Predigt könne er wohl noch hören. Wieso, der Herr Pfarrer wird sie ihm doch nicht wiederholen sollen? Nein, aber das könne der Alteste des Bandwebers Sichte tun. Der habe freilich vorhin die Gänse auf die Weide getrieben, man müßte nach ihm schicken. Das nimmt der Freiherr nicht ernst, aber der Junge wird wirklich ins Schloß geholt. Bescheiden, nicht zaghaft tritt Johann Gottlieb auf, mit einem Blumensträußchen, das die Mutter ihm mitgegeben, und er hält des Pfarrers Predigt. Nicht ein mühsames Nachstoppeln der Worte ist's: der kleine Mann lebt in den Gedanken, gerät in Eifer und redet mit einer eindringlichen Kraft, die alle erstaunen läßt!

Freiherr von Miltitz läßt's nicht gut sein mit warmem Lobe, das er dem Knaben spendet; er berät sich mit dem Pfarrer, wie man für die Zukunft des Bandwebersohnes sorgen könne. Und der Pfarrer

versteht, das heiße Eisen zu Schmieden: der Freiherr müsse dem begabten Knaben eine gute Erziehung zuteil werden lassen.

Die Bandwebersleute wissen dem Pfarrer Dank für den Vorschlag und dem Freiherrn für die Bereitwilligkeit, Gottliebs weitere Erziehung zu übernehmen; aber die Mutter kann sich so leicht nicht von ihrem Kinde trennen. Bedenken steigen auf: So ein Herr hat vielerlei Arbeit, Sorge, Verpflichtung, und mag wohl der eigenen Familie nicht so viel gehören können, wie es sein müßte, da wird er des fremden Kindes nicht genug achthaben, und es kann Schaden nehmen an seiner Seele. Der Freiherr hat Verstandnis für die mütterliche Sorge. Er, der in der schweren Zeit des Siebenjährigen Krieges zum ersten Manne gereift ist und in seinem Adel eine hohe Verpflichtung dem Volke gegenüber erkennt, mag den schönen Plan nicht aufgeben und versichert den Webersleuten, daß er ihrem Sohne dieselbe sorgfältige Erziehung angedeihen lassen wolle wie dem eigenen Kinde. Seine Worte, seine ganze kernhafte Persönlichkeit überzeugen die Eltern.

So wird der Abschied des Freiherrn von Rammenau auch Johann Gottlieb Sichtes Abschied vom Vaterhause.

2.

Es ist aber für den Neunjährigen eine zu jähe Verpflanzung: aus der schlichten Weberstube ins Schloß, aus dem Dörfchen zwischen sonnigen Hügeln in dunklen Waldpark. Die kindliche Einbildung hört aus dem Rauschen der alten Eichen den Lärm von Kriegerheeren, sie begegnet auf den Treppen und Gängen des alten Schlosses Ahnengestalten, die ihm seltsame Scheu einflößen. Johann Gottlieb fühlt, daß der Freiherr ihm väterlich gesinnt ist. Er verehrt diesen Mann. Und die gütige und fluge Frau kann wohl zärtlicher zu ihm sein als seine Mutter. Dennoch nagt das Heimweh in seinem Herzen. Er verliert die Frische, die er als Dorfsjunge mitbrachte. Da muß Haubold von Miltitz darauf sinnen, dem Schützling andere Pflegeeltern zu suchen, solche, bei denen er wirklich eine zweite Heimat finden kann.

In Niederau lebt der Pfarrer Krebel mit seiner Frau kinderlos, beide bekunden aber immer eine große Liebe zu Kindern. Es kann ihnen und dem kleinen Rammenauer geholfen werden! So setzt denn Johann Gottlieb Sichte seine Wanderung, die er so früh begonnen, fort und bekommt für eine Zeit ein Elternhaus. Er muß es Elternhaus nennen; denn die beiden trefflichen Menschen betreuen ihn mit rührender Liebe, und sie sind ihm so nahe wie im Heimatdorfe der Nachbar Pfarrer. Da ist gar keine Kluft vorhanden. Hier wird er wieder froh und richtig glücklich, nur ganz leise meldet sich manchmal das Heimweh.

Pfarrer Krebel bereitet den Knaben für den Besuch einer Lehranstalt vor, er unterrichtet ihn in den alten Sprachen. Aber es werden nicht die rechten Fortschritte erzielt, da den Lehrer andere Geschäfte zu sehr in Anspruch nehmen. Johann Gottlieb wird in die Stadtschule zu Meißen geschickt, und dann wechselt er mit zwölf Jahren nicht nur die Schule, sondern auch wieder den Wohnort: er kommt in die Fürstenschule zu Pforta bei Naumburg.

Die schönsten Jahre der Kindheit sind vorüber. Wieder ist er in eine fremde Welt eingetreten. So gute Tage wie bei den Eltern in Rammenau und bei den Pflegeeltern in Niederau wird er hier nicht erleben. Das weiß er von Anfang an. Er verliert auch zugleich seinen hohen väterlichen Freund: in Italien stirbt der Freiherr Haubold von Miltitz. Jetzt fühlt sich Johann Gottlieb allein und unglücklich.

Wie kann er sich verlassen vorkommen inmitten vieler Schüler und Lehrer? Nicht einmal in den Studierstunden und während der Nacht ist er allein; denn er bewohnt eine Zelle zusammen mit einem älteren Schüler, der ihm zum führenden Kameraden bestimmt ist. Von ihm kann er sich beraten und helfen lassen in allen Schwierigkeiten. Aber es ist eben keine herzliche und frohe Gemeinschaft zwischen den beiden! Eines Tages, als Sichte allein in der Zelle ist, unterhält er sich auf eine merkwürdige Art: er legt ein Buch auf die Tischplatte und schlägt es mit der Hand hinunter. Das übt er mit der Linken und mit der Rechten. Der Schlag soll solche Wucht haben, daß das Buch bis in einen Winkel der Zelle fliegt. Ein Lehrer hat ihn belauscht

und fragt ihn nach dem Sinn dieses Treibens. In der Überraschung gibt Fichte zwischen Ernst und Scherz geradezu den Bescheid: „Ich lerne das Ohrfeigenausteilen. Wenn ich einmal Altgesell bin, will ich es können wie meiner. Der ohrfeigt mich täglich links und rechts.“

Der Lehrer mag den rohen Altgesellen zur Rede gestellt haben; denn der mißbraucht seine Macht nicht mehr in der alten Weise. Aber besser geht es Fichten trotzdem nicht. Der gilt dem Älteren als feiger Angeber, und es wird ihm das Dasein auf allerlei andere Art verleidet. Soll er einen Lehrer oder den Rektor um Beistand bitten? Er hat ja gesehen, was es ihm einbringen würde. Und einen Kameraden unter den vielen Mitschülern hat er nicht, wird und mag auch keinen gewinnen; sie erscheinen ihm in seiner Not roh; denn sie lachen ihn nur aus, wenn er still und heimwehkrank sich abseits hält.

Er erträgt diesen Zustand nicht länger. Er möchte zu den Menschen, die gut zu ihm gewesen sind: zu den Eltern oder zu den Pfarrersleuten in Niederau. Aber die würden ihn zurückbringen in die Anstalt. Nein, es bleibt ihm nur eine Möglichkeit, er muß fort in die Fremde! Aber das Meer! In ein Land, wo niemand ihn sucht! Dort hausen wie Robinson! In der Wildnis als Jäger, Fischer, Landbauer ein eigenes und freies Leben führen! Es wird schwer werden, es wird Kampf geben; aber alle Mühe und aller Kampf wird herrlich sein, wird nichts Niederdrückendes haben! Solche Gedanken und die Bilder des Robinsonlebens lassen einen Entschluß reifen. Einmal in der Woche werden die Schüler aus der Anstalt hinaus in die Natur geführt, da wird er fliehen.

Man soll ihm aber nicht feiges, verstohlenes Wegschleichen vorwerfen können. So tritt er eines Tages vor seinen Altgesellen und erklärt ihm rund heraus: er ertrüge die unwürdige Behandlung nicht und werde die Anstalt verlassen. Natürlich wird er laut ausgelacht und verspottet. Da muß Fichte zeigen, daß er nicht ein bloßer Schwätzer ist, er sieht sich zur Ausführung des Planes gezwungen.

Die Landkarte hat er genau studiert, er weiß, wie er nach Naumburg und von dort weiter bis nach der Hafenstadt Hamburg gelangt. Als seine Schülerabteilung den Weg durch Wald nimmt, entfernt er

sich rasch, eilt nach der Straße und schreitet auf Naumburg zu. Es geht ihm aber jetzt mancherlei durch den Sinn. Auch die Mahnung des alten, guten Pfarrers fällt ihm ein, daß er nichts unternehmen solle, ohne Gott um Beistand gebeten zu haben. Das hat er versäumt, aber noch ist es nicht zu spät. So kniet er denn auf freiem Felde nieder und fleht in inbrünstigem Gebet um ein Zeichen, ob er sein Vorhaben zu Ende führen solle oder nicht. Und es wird ihm auch Antwort. Er sieht den Vater und die Mutter, und ihre traurigen Blicke fragen: Willst du uns für unsre Liebe Herzeleid bereiten? „Nein!“ sagt er, „das wäre schlimmer Dank!“ Er steht auf und geht die Straße zurück. Da kommt ihm auch schon ein Mitschüler entgegen, der ihn suchen sollte.

Es ist ihm nun so frei zumute, daß er ohne Furcht vor dem Rektor erscheint und sein bisheriges Ergehen schildert, das ihm unerträglich geworden ist. Der Rektor hat einen tiefen Blick in die Seele dieses Zöglings getan. Eine unverdorbene, kerngesunde Jugend mit Gewissen und Ehrgefühl muß geschützt werden, wo sie sich nicht mehr allein wehren kann, sagt sich dieser Erzieher.

Und nun beginnt eine ganz andere Zeit für Johann Gottlieb Fichte. Er bekommt einen Obergesellen, der ihn zu verstehen sucht und ihm wirklich Kamerad sein will. Er fühlt sich nicht mehr verlassen. Das Heimweh schwindet. Mit voller Kraft arbeitet er, füllt die Lücken seines Wissens aus und ist bald im geistigen Wettkampf der Besten vornan.

Eine andere Not aber quält ihn nun: die Armut. Sie begleitet ihn hinfort bis weit in seine Mannesjahre hinein. Immer wieder sieht er ihr grämliches Gesicht, sie verdirbt ihm die reine Freude an den Erfolgen der Geistesarbeit.

In der Zeit der ersten Osterprüfung in der Fürstenschule schreibt er an die Eltern diesen Brief:

Herzliebster Vater!

Euren Brief habe ich erst heute, als den 1. April, erhalten. Ich habe bisher mit Schmerzen gewartet, und fast vor Freuden wurde

ich außer mir, als ich hörte, es sey ein Brief an mich da, denn ich glaubte gewiß, daß etwas darinn seyn werde. In etlichen Tagen ist der Examen aus, welcher 14 Tage währet, und wo wir verschiedene Sachen ausarbeiten müssen, die nach Dreßden geschickt werden. Wir bekommen auch übermorgen die Censuren, da wir entweder wegen unseres Fleißes gelobt oder wegen unserer Faulheit gescholten werden. Dieses wird nun alles nach Dreßden in die Regierung berichtet. Da ich nun gewiß weiß, daß ich ein sehr gutes, ja fast das beste Lob bekommen werde, so kostet mich doch auch dieses entseßlich Geld. Denn es ist hier die fatale Gewohnheit, daß, wer eine gute Censur bekommt, den 6 Obersten in seiner Classe und 5 Obersten am Tische jeden ein ganz Stück Kuchen kauffen muß, welches 1 Gr. 3 Pf. kostet, also zusammen 13 Gr. 9 Pf. Ob ich nun gleich dieses Examen 5 Gr. 6 Pf. verdient habe, so bleibt doch noch 8 Gr. 3 Pf., welche mir auch schon mein Ober-Geselle, ein sehr hübscher Mensch, geborgt hat. Doch was ich übrigens verdiene, langt kaum zu den vielen Waßer-Krügen, welche man hier kaufen muß, denn die Untersten müssen Wasser holen und mausen sich einander die Krüge ganz entseßlich, welches ich aber nicht thun kann, denn es ist und bleibt gestohlen. Doch bey allen diesen kümmerlichen Dingen danke ich doch noch Gott, daß ich keine Schulden, als die vorhin erzählten 8 Gr. 3 Pf. habe. Daß es Euch, mein lieber Vater, sehr schwer fallen werde, glaube ich wohl, doch sollte ich denn nicht noch so ein gutes Andenken bei meinen Freunden haben. Mein unschickliches Verhalten wegen des Briefes an Herrn Boden glaube ich durch beygelegten Brief gut zu machen. An zwey Personen aber kann man auf einmal einen Brief nicht schreiben. Doch noch eins, was schreibt Ihr mir denn von 6 Geschwistern, ich habe gerechnet und gerechnet, bringe ihrer aber nur 5 heraus. Ihr schreibt mir von Strumpfbändern, ich weiß aber wohl nicht, ob es gut gethan seyn würde, denn leider fragt man hier nicht so viel nach dergleichen Sachen als nach Geld, ich würde auch noch dazu entseßlich ausgehöhnt werden, wollt Ihr aber so gut seyn und mir ein paar schicken, so wird es mir sehr angenehm seyn, nicht allein weil ich sie sehr notwendig brauche, sondern weil es mir auch ein sehr

angenehmes Andenken an Euch verschaffen würde. Ich habe, weil ich hier bin, eine anständige Gesundheit gehabt. Grüßt meine liebe Mutter, meine Geschwister und besonders Gottloben und sagt ihm, er solle mir doch schreiben. Ich würde ihm auch schreiben, wenn es jetzt im Examen die Zeit läte. Lebet wohl.

P. S. Warum denn aber zur Oster-Messe, Ihr könnt mir Eure Briefe immer auf der Post unfrancirt schicken, denn das bezahlt der Hr. Rector.

Pforta, d. 1. April 1775.

Johann Gottlieb Fichte.

Der dreizehnjährige Bandwebersohn begnügt sich mit den geringsten Zeichen der liebenden Sorge, zumal die Familie daheim noch wächst. Er findet Trost in dem, was über der Alltäglichkeit liegt, in dem Hohen und Schönen, was Menschengestalt ersinnt.

Der Unterricht bietet davon viel, aber nur aus dem Gedankengute der Alten. Das genügt den reiferen unter den Schülern nicht. Es ist in die klösterliche Anstalt, so sorgfältig man sie gegen den Sturm der Geister schützte, doch ein Hauch gedungen von dem Aufruhr, in dem eine neue Jugend ihre Ideale klärte und kräftigte. In den Zellen werden Schriften gelesen, die auf heimliche Weise eingeschmuggelt worden sind, Schriften von Klopstock, Wieland, Lessing, Goethe.

Da sitzt auch Fichte manche Nachtstunde hinter verhängtem Fenster. Er genießt ein nie gekanntes Glück, wenn er sich dem mächtigen Schwunge des Gefühls in Klopstocks Oden hingibt. Das sind lauter Frühlingsfeiern für ihn! Dann hat er helle Freude an der Kraft und Ursprünglichkeit des „Götz von Berlichingen“. Und endlich kommt er auch an die kritischen Schriften der Zeitgenossen. Die Begegnung mit Lessings Geist wird ihm, dem Frühreifen und leidenschaftlich nach Erkenntnis Suchenden, zu einem großen Erlebnis.

Ein junger Lehrer ermöglicht es ihm, daß er den Kampf Lessings gegen den Pastor Göze verfolgen kann. Mit fiebernder Ungeduld erwartet Fichte jeden neuerscheinenden Bogen des Anti-Göze und

liest ihn mit heißem Kopfe. Mag er auch nicht genau verstehen, worum es eigentlich geht: hier wird um Wahrheit und Klarheit gerungen, hier tritt einer mit männlichem und kühnem Wesen auf, da ist er mit ganzem Herzen dabei! Er muß an Siegfried denken. Es mag ihm auch eine Ahnung aufgehen, daß er dem verehrten Landsmann innerlich verwandt ist. Ein Wunsch erwacht in ihm: er möchte diesen Kämpfer des Geistes einmal auffuchen, ihm ins helle Auge blicken, seinem Munde lauschen können. Er will es tun, wenn er die Fürstenschule verlassen und die Universität bezogen hat. Welch ein Glück wird die persönliche Begegnung sein!

Er weiß nicht, daß Lessings Lebenskraft durch die Widerwärtigkeiten des Menschendaseins unterwühlt ist und der Fackelträger keinen weiten Lauf mehr zu machen hat!

Indessen sitzt Johann Gottlieb Fichte noch manche stille Nachtstunde, und beim Lesen der verbotenen Schriften wallt sein Herz dem Großen aus dem heimatlichen Ramenz entgegen.

3.

Dann geht er als einer, der schon in jungen Jahren in Dunkelheiten des Lebens geblickt hat und darüber ein Himmelreich des freien Geistes kennt, aus Schulpforta nach Jena.

Er will der Eltern schönen Traum erfüllen: will einmal wie der alte wackere Pfarrer in Rammenau oder der andere treffliche Pfarrer in Niederau in einer Dorfkirche predigen, Menschenherzen erheben und den ihm anvertrauten Jungen und Alten ein Helfer in allen Nöten sein. Die Eltern sind glücklich über seinen Entschluß. Sie denken an des greisen Oheims Verheißung an Johann Gottliebs Wiege. Ja, der Sohn wird bleiben in Gott und Gott in ihm; es ist kein Zufall, daß er Prediger wird. Dennoch vertiefen sich die Sorgenfalten in Vaters Gesicht noch: wie sollen die Kosten für das Studium aufgebracht werden? Er hat es schon schwer, alle zu erhalten, die daheim sind! Verdienen gleich die älteren Kinder selber ihr Brot, so ist doch für jedes ein kleiner Kostgänger als Ersatz erschienen, und

die Wiege, in der Johann Gottlieb des Oheims Segen empfing, steht auch heute noch nicht leer!

Johann Gottlieb hat Mut. Er weiß, daß man als strebsamer Student Unterstützungen erhalten kann. An ihm soll's nicht liegen: er wird die neuen Lehrer so befriedigen wie die bisherigen. Es ist noch etwas, das ihn hoffnungsfroh stimmt: er kommt jetzt in das schöne Saaleland, das er schon als Knabe nach Vaters Schilderungen schwärmerisch lieben lernte. Ist das nicht auch eine gute Vorbedeutung gewesen?

Es nimmt auch in Jena einen guten Anfang. Er hört die kritischen Betrachtungen des neutestamentlichen Textes beim Prorektor Griesbach. Der ist ein guter Kopf. Fichte ist angeregt, und es entwickelt sich rasch ein Verhältnis, das sich vielleicht nicht nur auf dem geistigen Gebiete günstig auswirkt. Griesbach ist dem Rammenauer Freund und Gönner. Aber die wirtschaftliche Erleichterung kommt nicht. Fichte gerät in die erste Geldverlegenheit. Er möchte gern Unterricht erteilen; in Pforta hat er als Obergesell seine Freude daran gehabt, jüngeren Kameraden bei der Erledigung der Aufgaben zu helfen und mit ihnen zu repetieren. Damit müßte er sich hier etwas verdienen können. Aber Jena ist zu klein, und er findet keine Gelegenheit zu solcher Tätigkeit.

Er kann nicht lange warten; denn die zehrende Krankheit des Geldbeutels schreitet unheimlich fort. So sieht sich Fichte gezwungen, Jena zu verlassen, ehe er noch die Reize der Landschaft richtig genossen hat. Er wendet sich nach Leipzig. Das ist eine große Stadt, dort werden Studenten gebraucht, um Bürgersöhnen Nachhilfeunterricht zu erteilen.

Aber er muß erkennen, daß man in Leipzig nicht auf ihn gewartet hat. Er muß sich tüchtig umsehen, ehe er eine Familie findet, die ihn mit Stundenerteilung an den Sohn beauftragt. Schließlich findet er auch einen Studenten, dem er gegen Entschädigung Sprachunterricht erteilt. Es ist ein Anfang. Je besser er sich einlebt, um so mehr Verdienstmöglichkeiten werden sich ihm bieten. So hofft er. Muß er auch eine Zeit darben und kämpfen, das schadet nichts. Er hat schon manche

Probe bestanden, und er fühlt, er ist dabei nur härter geworden. Wenn man nur den Mut nicht verliert, so dient einem doch jede Lage zum Besten.

Dem eigenen Studium widmet er sich mit Eifer. Professor Carl Friedrich Pezold liest Dogmatik. Er zeigt Teilnahme für Fichte und empfiehlt ihn auch an wohlhabende Bürger, die sich die Förderung strebsamer junger Leute angelegen sein lassen. Dennoch kommen Lehrer und Hörer diesmal sich nicht ganz nahe, und für Fichte büßt das theologische Studium immer mehr an Reiz ein. Die auftauchenden schweren Fragen sieht er mit Pezolds Erklärungen nicht beantwortet. Er braucht Lösungen, die Herz und Verstand befriedigen. Und solche Lösungen kann er nur aus sich selber finden. Als er über die Frage der Freiheit des Menschen zu einem Ergebnisse gelangt ist, teilt er dies einem ihm bekannten sächsischen Pfarrer mit. Der meint nicht anders, als Fichte stünde ganz unter dem Einflusse des Spinozismus, und gibt ihm sofort ein Werk des Philosophen Wolf, worin das spinozistische System widerlegt wird. Fichte erkennt bald, daß er im Grunde nicht völlig übereinstimmt mit Spinozas Auffassung, der Mensch sei nicht frei in seinem Handeln. Und damit überwindet er das bisherige Ergebnis seines eigenen Denkens. Er muß sein Gewissen und sein Gefühl schärfer befragen, und es geht ihm jetzt schon auf, daß seinem Wesen eine andere Auffassung entspricht. Es wird ihm bewußt, daß er fest auf sich selbst beruht, und so wird es ihm gelingen, die Selbstständigkeit, die Freiheit des Handelns zu beweisen. Die Frage läßt ihn nicht ruhen. Er philosophiert.

Er muß aber zu einem Berufe kommen, der ihn ernährt. Darum gibt er die Theologie nicht auf und bereitet sich auf das Predigtamt vor. Er benutzt die Gelegenheiten, sich in der Predigt zu üben. Immer wieder taucht das alte Ideal auf, treuer Seelsorger einer Gemeinde zu sein.

Wenn er nur bald zu diesem Ziele gelangte! Denn seine Not ist in Leipzig nur schwerer geworden. Die Stunden, die er erteilt, bringen zu wenig ein. Zeitweise fallen sie ganz aus. Leipzig ist teuer! Er ist zwar nie gewöhnt gewesen, große Ansprüche an das Leben zu stellen,

aber jetzt muß er sich das Notwendige versagen. Diese Bedrängnisse peinigen ihn, und er kann nicht die volle Kraft einsetzen zur Gründung seines geistigen Lebens. So schleppt er sich von Semester zu Semester.

Endlich hat er das Studium abgeschlossen. Und nun? Er will eine Pfarrstelle. Es kann die kleinste, die abgelegenste sein. Nur bescheiden leben muß er können!

Aber es schließt sich nur eine neue Lehrzeit an. Die wird um so schwerer und bitterer für ihn, je länger sie dauert! Warten, warten muß er lernen! Daheim kann er nicht bleiben. Es sind genug Mäuler da, die der Vater sattmachen muß! Und so viel Sorge gibt es für die Eltern, daß er sie nicht noch vergrößern darf! Seine Gegenwart, sein ergebnisloses Suchen würde sie mehr bedrücken als ihn selber. Er muß sich durchschlagen, ganz gleich in welcher Rolle! Er taugt doch, weiß Gott, zu mancherlei!

Eines aber tut er, nicht nur, um die Gelegenheit zur Übung zu nutzen, noch mehr, weil es ein Trost für die Eltern ist: er hält im Heimatdorfe Gottesdienst. Wie die Mutter den Sohn im Talar sieht, fließen ihr die Tränen. Und ihr Gedanke ist: Er in Gott und Gott in ihm! Und der Vater denkt dieselben Worte der Verheißung an der Wiege. Dann steht Johann Gottlieb auf der Kanzel. Er ist von gedrungener Gestalt, hat ein gerötetes und derbes Gesicht. Wie er nun redet und bald ins Feuer gerät, wächst seine Stimme. Die Kirche ist zu klein für sie. Da sind die Rammenauer zuerst voll Staunens, und dann lauschen sie in Andacht; denn dieser jugendliche und kraftvolle Gottesmann hat ein heißes Herz, das jeden erwärmt, ist erfüllt von Gedanken. Ja, der kann's! Wie er sein Amen spricht, da blicken die Leute alle zum Bandweber Sichte auf der Empore und zu Mutter Sichte, die mitten unter den Frauen im Schiffe sitzt, und nicken ihnen zu. Aber die beiden heben die Augen jetzt nicht auf, dankbar und demütig sehen sie vor sich nieder und wischen leise die Augen ab. „Nach der Kirche“ aber müssen sie's aus dem Munde vieler hören: so einen redengewaltigen, gelehrten, tüchtigen Sohn haben sie! Gottlob, Gotthelf und die anderen Geschwister strahlen, sie sind stolz auf

den Bruder, und sie begleiten ihn hinüber ins Haus. Die Leute stehen und blicken ihnen noch lange nach. Das ist ein Pfarrer, um den werden die großen Gemeinden sich reißen! sagen sie.

An einem der nächsten Tage ist Johann Gottlieb davongewandert. Er besucht die Familie von Miltitz, die nach dem Tode des alten Freiherrn ihm noch eine Zeitlang unregelmäßige Unterstützungen gewährte, die beiden alten Pfarrersleute in Niederau, diesen und jenen ehemaligen Studienfreund. Er knüpft Verbindungen an, um eine Hauslehrerstelle zu finden, bis man ihn in eine Pfarrstelle beruft. In Elbersdorf wirkt er kurze Zeit als Erzieher. Dann wandert und sucht er wieder, findet noch einmal Unterkommen, sucht aufs neue. Dazwischen bewirbt er sich um Pfarrstellen.

So vergehen ihm drei Jahre!

Das ist kein Leben! Warum läßt man ihn immer noch warten? Er sieht sich ungerecht behandelt. Schon während des Studiums hat er die Ungerechtigkeit ertragen müssen. Gab es nicht Stipendien und andere Unterstützungen für die Studierenden? Die gab es, aber nicht für ihn! Niemand hatte Augen für seine Not, für sein Darben, für seinen Kampf ums Leben! Beinahe hätte er die beneiden mögen, die ihre geringen Sorgen hinausjammerten und mitleidige Ohren fanden. Aber das konnte er nicht, klagen, betteln! Das wollte er auch nicht!

Nun aber der Jammer des äußeren Daseins kein Ende nehmen will und er manchmal die Fassung zu verlieren droht, muß er es endlich! Es ist wirklich ein Kampf ums Leben, da muß er sich zwingen, wenn es seinem Selbstgefühl zuwider ist, und ein Bittgesuch an den Konsistorialpräsidenten Sachsens, Herrn von Burgsdorf, richten.

„In meinen academischen Jahren drückte mich der herbste Mangel zu Boden, der desto trauriger für mich war, als — ich wage mich Ew. mit allen meinen Fehlern zu zeigen, — ich mich desselben bitterlich schämte; und dieß benahm mir alle Möglichkeit empor zu kommen“, bekennt er. Er weist hin auf seine Erfolge auf der Schule, auf seine Beschäftigung mit den klassischen Autoren, darauf, daß er

„über die meisten Gegenstände der Theologie gedacht, geredet und gearbeitet“, daß er mit Predigten überall Beifall gefunden. Er verspricht, Fleiß anzuwenden, um mit den ihm verliehenen Gaben all das nachzuholen, was er aus Mangel an eigenen Büchern und durch die notwendig gewordene Verzettlung seiner Kräfte an andere Geschäfte bisher versäumt hat. Nach diesen ehrlichen und eindringlichen Bekenntnissen bringt er die bescheidene Bitte vor: „Ich habe in meinen academischen Jahren nie einen Antheil gehabt an den öffentlichen Wohltaten für Studirende, nie ein Stipendium oder deß Etwas genossen, ohnerachtet meine Armuth klar zu erweisen ist. Wäre es möglich, in dieser Rücksicht eine auf die kurze Zeit völlig hinreichende Unterstützung zu erhalten, die mich in den Stand setzte, nur bis Ostern sorgenfrei mich der Theologie widmen zu können? Wollen Ew. mich dazu Ihres gnädigen Fürworts und Ihrer Verwendung würdigen?“

Fichte tut aber noch etwas, um seinem Gesuche den nötigen Nachdruck zu verleihen. Er legt eine Predigt bei. Die soll beweisen, wie ernst er es mit der Vorbereitung auf das geistliche Amt genommen hat.

Und dann noch einmal das Versprechen: „Sollten Ew. geruhen, mir meine Bitte zu gewähren, so versichere ich Sie bei Allem, was mir heilig ist, daß ich mich ganz dann meinem Zwecke widmen, meinem Vaterlande, das mich auf der Schule unterstützte, und das mir seitdem theurer geworden ist, mich ganz weihen, nach meinem Examen vor dem Oberconsistorio im Lande in Condition gehen, und meine Bestimmung von seiner ferneren Verfügung ruhig erwarten werde.“

Johann Gottlieb Fichte wartet auf einen zusagenden Bescheid. Er wartet vergebens. Man geruht nicht, seine Bitte zu gewähren!

Er sucht nach den Gründen. Hat die Schilderung seiner Verhältnisse nicht überzeugt? Ist er nicht demüthig genug gewesen in seinen Worten? Oder hat die beigelegte Predigt nicht zu befriedigen vermocht? Das allein kann es sein! Rechtgläubigkeit wird verlangt. Er glaubt an die ewige Macht. Er hat heiß gerungen und ringt noch, um Glauben und Denken zu versöhnen. Aber diese Versöhnung ist

ihm noch nicht gelungen. Er hat die Vorsehung Gottes an sich erfahren, er hat die Gewißheit vom Walten des Einigen Gottes, aber die Rechtgläubigkeit, die verlangt wird — —? Die Predigt ist's!

Er hat sie nicht anders machen können. Er muß ehrlich bleiben. Auch wenn die Kirchenbehörde, wenn das Vaterland ihn verliesse, ihn abstieße: er kann nicht gegen sein Gewissen handeln. Wenn niemand dir hilft, ruft er sich zu, dann muß es gehen im Vertrauen auf deine eigene Kraft!

Aber je mehr seine Not wächst, um so unsicherer erscheint es ihm selbst, daß er sie überwinden kann. Und am Abend vor seinem sechs- undzwanzigsten Geburtstage sieht er die Zukunft schwarz vor sich. Kein Stern blinkt ihm. Die Unendlichkeit, die geheimnisvolle, verheißende Weite, in die er als Knabe hinausgeträumt, in die er später kühn vorgestoßen ist als denkender Geist: es gibt sie nicht mehr! Er muß ins Dunkle wandern, und er kann nicht mehr weit kommen! Nicht bis zu einem nächsten Geburtstage! — Vielleicht, wenn er sich flehend an andere Menschen wendete — — Doch nein, das mag er nicht. Er hat einmal inständig um Hilfe gebeten, er hat einmal geklagt, einmal seine Not bekannt, er kann es nicht wieder tun! Lieber will er verhungern! Lieber will er stumm in einem Winkel umkommen wie ein ausgesetztes Tier. Dann kann er in den letzten Atemzügen noch triumphieren: er ist doch geblieben, der er war und der er sein mußte! Und sein Tod ist eine Anklage! Soll die Welt sehen, wie sie sich rechtfertigt!

Morgen der letzte Geburtstag! Auch ein Fest!

Er geht durch die Leipziger Straßen nach seiner Wohnung, bitter bereit für dieses Fest, das letzte seines Lebens!

Da findet er einen Brief vor. Der Kreissteuer-Einnehmer Weiße ruft ihn zu sich. Weiße ist ihm seit einigen Jahren befreundet. Dieser Verfasser des „Kinderfreund“ ist wirklich ein Freund aller Jugend, hat ein gütiges Herz. Ihn darf er nicht ohne ein Abschiedswort verlassen. Er eilt zu ihm.

Einige Minuten später ist das finstere Gewölk zerstoßen. Sterne funkeln auf einmal hell und rein und freundlich.

Johann Gottlieb Fichte ist als Hauslehrer nach Zürich bestellt. Weiße hat sich im stillen umgetan.

Fichte drückt dem Freunde die Hand. Seine Lippen beben. In seinen Augen glänzt es feucht. Es ist wie ein Wunder, was da geschehen. Wieder hat die unsichtbare Hand der Gottheit in sein Leben eingegriffen. Er ist gerettet!

4.

Außer Landes soll er wirken! Wie gern geht er! Das Vaterland hat ihn vier Jahre mit Warten, vergeblichem Suchen, Erdulden lästiger Daseinsorgen verbringen lassen! Daß das alles ein Ende hat, macht ihn froh und erfüllt ihn mit neuer Kraft.

Er hat nicht die Mittel, um die Reise nach der Schweiz mit der Postkutsche zu machen. Das bedauert er nicht, er will wandern! Im August des Jahres 1788 marschirt er durch das schöne Saaleland und Oberfranken, über Nürnberg, Ulm nach dem Bodensee. Nun fährt er doch zu Schiff, wenn auch nicht über den Ozean nach der erträumten einsamen Insel — er kann jetzt bei der Erinnerung an die Flucht aus Schulpforta lächeln —, so doch über das Schwäbische Meer, an lieblichen Gestaden vorüber nach der alten Stadt Konstanz. Danach wandert er immer noch rüstig über Winterthur den leuchtenden Gipfeln entgegen bis Zürich. Ihn deucht, die Welt ist immer schöner geworden, und er ist dem Geschick dankbar, daß es ihn so weit ziehen geheißen hat. Als er den Zürcher See erblickt, wird ihm feierlich zumut. Seit er Klopstocks Ode las, trägt er das Bild dieses Paradieses in sich. Er spricht wie ein Gebet:

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Und es ist ihm, als ginge er in ein neues Leben. Sang ihm das der Dichter:

Aber süßer noch ist, schöner und reizender,
In dem Arme des Friends zu wissen ein Freund zu sein!

Wird er auch hier „Hütten der Freundschaft“ bauen?

Mit Klopstocks Worten grüßt er Zürich. Aber er ahnt noch nicht, daß der Dichter ihm schenken wird, was „süßer, schöner, reizender“ ist!

Vom ersten September ab ist Fichte Hauserzieher im Gasthof „Zum Schwerdt“. Ein zehnjähriger Knabe und ein siebenjähriges Mädchen werden ihm anvertraut. Er will sie bilden zu Menschen mit klarem Wissen und Willen. Was da Kindisch-Eitles in ihnen ist, treibt er ihnen aus. Er tritt fest auf, und das verfehlt seine Wirkung nicht. Dann aber nimmt er doch wahr, daß seine Erziehungsarbeit gehemmt wird. Die Mutter der Kinder ist mit so entschiedenem Vorgehen nicht einverstanden, sie greift ein und weckt den Widerstand auch in den Zöglingen.

Da erweist sich aber Fichte als der Meister. Will er sein Ziel bei den Kindern erreichen, so muß er sich erst die Eltern erziehen. Und das beginnt er mit derselben Entschiedenheit. Wöchentlich hält er der Frau Mutter eine Lektion: er schildert ihr, was sie an den vergangenen sieben Tagen verkehrt gemacht und wie sie mit den Erziehungsfehlern den Kindern geschadet hat. Er führt genau Tagebuch über seine Wahrnehmungen und übt so eine strenge Überwachung des mütterlichen Einflusses auf die Kinder. Der Vater ist ein Mann von vernünftigen Ansichten. Er läßt den jungen, forschenden Hauslehrer gewähren. So kann Fichte seine wöchentlichen Rügen so lange halten, bis die Mutter seine erzieherischen Maßnahmen nicht mehr stört. Nun bleibt der Erfolg auch nicht aus, und alle sind zufrieden.

Fichtes reger Geist braucht aber noch andere Betätigung. Er schreibt eine Abhandlung über das biblische Epos. Der Klopstocksche „Messias“ ist's, der ihn zu Gedanken über den Gegenstand angeregt hat. Er überträgt Oden des Horaz und die Werke des römischen Geschichtsschreibers Sallust ins Deutsche. Und sobald er Verbindungen angeknüpft hat mit geistlichen Herren, hält er auch wieder Predigten. Wiederholt steht er auf der Kanzel des Zürcher Münsters und der Kirchen in Nachbarorten. Er packt seine Zuhörer, und bald genießt er den Ruf eines trefflichen Kanzelredners.

Nun hat er sich schon einen Kreis von Bewunderern und edlen Freunden erworben. Unter ihnen sind der ideenreiche Lavater, der Chorherr Tobler, Professor Gottinger, der beliebte Prediger Pfenniger und junge, mit ihm durch gleiche Neigungen verbundene Männer.

An einem Freitagabende nimmt Lavater Sichte mit ins Haus des Waagmeisters Rahn. Hier treffen sich wöchentlich einmal die Persönlichkeiten, die im geistigen Leben Zürichs eine führende Rolle spielen. Der Freund Lavater hat an diesem Abende Sichte einen viel größeren Dienst erwiesen, als er beabsichtigte. Beide wissen es noch nicht.

Wieder wird es eine Begegnung mit Klopstock. Rahn ist nicht nur der innigste Freund des Dichters, sondern auch sein Schwager. Als Sichte die Ode „Der Zürcher See“ vor sich hinsprach, hat er die beglückenden Erlebnisse nachempfunden, die dem Dichter des „Messias“ durch Rahn geschenkt worden sind: der hat zu den glühenden Verehrern Klopstocks gehört und mit bewirkt, daß er nach Zürich eingeladen worden ist, hat ihn nach Deutschland begleitet, hat sich später in Lingbue bei Kopenhagen niedergelassen, um ihm nahe zu sein. Da ist auch der Bund mit des Freundes Schwester geschlossen worden, die Rahn liebte wegen ihrer Gaben des Herzens und des Geistes. Sie ist früh gestorben. Aber in der Tochter lebt sie noch. Sie heißt auch Johanna, und Sichte lernt sie kennen als ein Mädchen von tiefem Gemüt und sicherem Urtheil. Seit der Vater, nach dem Fehlschlagen mancher Unternehmungen, in die Schweizer Heimat zurückgekehrt ist, leben die beiden ganz füreinander.

Sichte kommt nun oft in dieses Haus. Es ist nicht mehr nur die Gesellschaft bedeutender Männer, die ihn anzieht: er muß sich bald seine Neigung für Johanna Rahn eingestehen.

Er fühlt auch deutlich, daß Johanna ihn anders schätzt und ansieht als irgendeinen der jungen Männer des Kreises. Als einmal die Frage nach seiner Zukunft besprochen wird, gesteht sie offen, daß sie mit Bedauern vernommen habe, er werde Zürich verlassen! Und er antwortet ihr mit den Versen:

Der die Schickungen lenkt, heißet den frömmsten Wunsch,
Mancher Seligkeit goldenes Bild
Oft verwehen, und ruft da Labyrinth hervor,
Wo ein Sterblicher gehen will:
Oft erfüllet er auch, was das erzitternde
Volle Herz kaum zu wünschen vermag.

Da haben sie sich ihre Liebe eingestanden. Denn was ist's, das ihre Herzen erzittern läßt? Der Wunsch, sich einander zu gehören!

Der Funke, der ihre Herzen getroffen, hat nicht ein wildes Feuer entfacht. Da sind beide schon zu reife, in sich gefestigte Persönlichkeiten. Dennoch erlebt Sichte jetzt eine ganz neue Art des Seins. Wenn er sein Tagewerk als Erzieher beendet hat, sitzt er bis Mitternacht und darüber hinaus in seiner stillen Stube und schreibt an Briefen an seine teuerste Freundin. Und er schreibt aus heißem Herzen, findet Worte für die zartesten Regungen in seiner Brust, möchte nicht aufhören zu schreiben, sich mit der Geliebten zu unterhalten. Und wenn Johanna ihm bei seinem Besuch im Hause heimlich einen Brief in die Hand gedrückt hat, sitzt er wiederum im abgeschlossenen Zimmer und liest ihre Worte immer wieder, kostet ihre Süße aus. Hat er sie am Tage auch nur für kurze Zeit gesehen, ist er glücklich und sehnt sich doch schon wieder nach der nächsten Begegnung. Es kommt aber vor, daß er nicht in ihrem Hause einkehren kann, wie er ihr versprochen, weil er in Glaach oder in einem anderen Orte predigt, oder weil er den armen, ihm teuren Freund Achelis, der todkrank daniederliegt, besuchen muß. Da ist es ihm, als habe er sich um ein unwiederbringliches Glück gebracht, und er sinnt, wie er zwischen den Geschäften doch eine kurze Begegnung mit ihr möglich machen könne, und er beschließt die Nachtstunden, indem er einen neuen Brief anlegt und sich mit ihr unterhält.

Er ist in Glaach gewesen und schreibt um Mitternacht noch:

„Wieder zurückgekehrt in die Mauern, die mir nur dadurch lieb seyn können, weil sie Sie einschließen, und mich zuerst wieder mir selbst, meiner Einsamkeit und meinen Gedanken überlassen; flieht meine Seele unaufhaltsam zu Ihnen. — Wie kommt es doch? —

Ich habe Sie erst vor drei Tagen gesehen, ich muß es wohl oft länger ertragen, Sie nicht zu sehen: Entfernung ist doch immer Entfernung, und ich bin gleich abgesondert von Ihnen, ob ich in Glacé, oder ob ich im Schwerdte zu Zürich bin; — aber wie kommt es, daß die jetzige Entfernung mir länger geschienen hat, daß mein Herz sich stärker nach Ihnen sehnt, daß ich Sie Wochenlang nicht gesehen zu haben glaube? — Habe ich neulich etwa falsch über Entfernung philosophiert? O daß doch immer unsere Empfindungen unseren strengsten Schlüssen widersprechen müssen!...

Ich werde Sie Morgen sehen. Wie freue ich mich auf den Augenblick! Aber wie schmerzt es mich schon — sehen Sie das ungenügsame Herz! — daß es nur ein Augenblick seyn wird."

Es muß ihm jede Stunde kostbar sein, die er in der Gegenwart der Geliebten verbringen kann; denn schon naht die Zeit, da er dem schönen Zürich den Rücken kehren muß. Die Freunde möchten ihn immer hier behalten. Es sind allerlei Möglichkeiten überlegt worden. Sichte wollte eine Rednerschule hier gründen und hat einen Plan dafür ausgearbeitet, aber die Verwirklichung ist zu schwer. Könnte er als bewundelter Kanzelredner nicht eine Predigerstelle erhalten? In dem Lande der reformierten Konfession gibt es leider für ihn als Lutheraner keine Aussicht, zumal er auch Ausländer ist. Er schreibt fleißig — außer an den Briefen an Johanna — an wissenschaftlichen Arbeiten, doch damit schafft er sich kaum die Grundlagen einer Lebenshaltung.

So ist er denn wieder in der alten Unruhe, im Planen und Suchen. Nur ist in ihm jetzt noch eine andere Kraft, die ihn alles leichter ertragen läßt. Er fühlt sich nicht mehr allein wie früher, es ist eine, die mit ihm fühlt, mit ihm duldet; und er hat auch gute, hochgesinnte Freunde, die ihm nützlich seyn wollen.

Bis Ostern bleibt er noch im Gasthose „Zum Schwerdte“, dann will er eine Anstellung als Lektor an einem Fürstenhose zu finden versuchen. Er denkt auch an die Möglichkeit, einen Prinzen auf den Akademien zu begleiten. Rahn will Klopstock und den Grafen Bernstorff bitten, sich für Sichte in Dänemark zu verwenden, Lavater hat

Freunde unter den Großen in Deutschland und will ebenfalls helfen, daß eine Stelle gefunden wird, die Fichtes Fähigkeiten und Neigungen entspricht.

Nur eine ist dagegen: Johanna. Sie sollen ihren Geliebten nicht in die Ferne und nicht in eine Welt schicken, in der er sich doch unglücklich fühlen müßte. Sie bangt um seine Gesundheit. Die ist in letzter Zeit oft gestört gewesen, und lange Reisen, auch die Versetzung in anderes Klima, könnten ihm gründlich schaden. Sie bittet ihn, von seinen Plänen abzustehen und in der Schweiz zu bleiben. Die Aufsätze, die er geschrieben hat und die bei den Freunden Anerkennung gefunden haben, sind ihrer Meinung nach Beweis genug, daß er als Schriftsteller leben kann; sie würde ja auch, obgleich der Vater nicht mehr im Besitze des früheren großen Vermögens ist, dafür sorgen, daß ihm wirtschaftliche Verlegenheiten erspart blieben. Endlich will sie eine Bekanntschaft in Bern für ihn nutzen; könnte er dort eine Anstellung erhalten, wäre er ihr doch näher als im Auslande. Muß er solch dringlichem und herzlichem Bitten nicht nachgeben?

Aber er ist Johann Gottlieb Fichte! Er hat nichts unüberlegt geplant und doch auch an das zukünftige gemeinsame Glück gedacht. So erwidert er ihr ebenso herzlich, aber fest:

„... Ihnen sagen, wie sehr ich hieraus von Neuem ihre Güte gegen mich erkenne, wie ich sehe, daß Sie einen großen Theil Ihrer theuren Gedanken mir widmen; wie könnte ich das? Wie könnte ich Ihnen würdig dafür danken?

Bern oder Kopenhagen, Lissabon oder Madrid oder Petersburg ist mir in Absicht auf mich gleich: ich glaube auch, daß mein Körper so ziemlich alle Climata verträgt. Wahre Winterkälte, wie z. B. die sächsische, ist mir nie sehr drückend gewesen; aber die scharfen Winde vor Zürich waren es mir zuweilen. Vielleicht kam zu meiner mehreren Kränklichkeit allhier auch die veränderte Lebensart. Ich kann mich mit der hiesigen Kocherei, und auch vielleicht mit dem hiesigen Weintrinken nicht vertragen. Geräuchertes, Gesalzenes, Seefische, Bier, voila, ce qui faut a mon estomac! Von dieser Seite aus also würde ich von Kopenhagen wenig befürchten. Aber Ihnen, meine Theuerste,

Ihnen wäre es lieber, mich näher zu wissen? Ich bin von Ihrer Zärtlichkeit gerührt; ich erkenne sie mit dem wärmsten Danke: ich empfinde auch hier gleich mit Ihnen, wiewohl ich darüber nicht ganz gleich denke. Die Briefe gehen von Kopenhagen z. B. ebenso sicher, und machen eben die Freude, als von Bern. Reise ist Reise; sey sie lang oder kurz; und schon jetzt ist es mir ziemlich gleichgültig, ob ich zehn oder hundert Meilen reisen soll. — So schließt mein Verstand, und ich kann ihn nicht widerlegen, so gern dies täuschende Herz auch es möchte.

Im Ganzen denke ich darüber so: der Hauptendzweck meines Lebens ist der, mir jede Art von (nicht wissenschaftlicher — ich merke darin viel Eitles) sondern von Charakterbildung zu geben, die mir das Schicksal nur irgend erlaubt.

Ich forsche dem Gange der Vorsehung in meinem Leben nach, und finde, daß eben dies auch wohl der Plan der Vorsehung mit mir seyn könnte. Ich habe manche Situationen erlebt, manche Rollen gespielt, mancherlei Menschen und Stände kennen gelernt, und im Ganzen habe ich gefunden, daß durch alle diese Vorfälle mein Charakter immer bestimmter geworden ist. Es fehlte mir bei meinem ersten Eintritte in die Welt alles, als ein bildsames Herz. Manche dieser mir mangelnden Eigenschaften habe ich seitdem erhalten: viele, unter andern die, mich zuweilen nach andern zu accomodiren, falsche, oder meinem Charakter ganz entgegengesetzte Personen zu behandeln, etwas in's Größere zu wirken, fehlen mir noch gänzlich. Ohne dies kann ich die Kräfte, die mir die Vorsicht etwan könnte gegeben haben, nie so brauchen, wie ich es damit kann.

Sollte die Vorsicht etwan den Plan haben, auch diese Fähigkeiten in mir zu entwickeln? Sollte sie es etwan durch mein Auftreten auf einem größeren Schauplatze wollen? Sollte etwan mein Treiben an einen Hof, mein Projekt, eine Fürstenerziehung zu erhalten, Ihres Papa Plan, mich nach Kopenhagen zu bringen, Winke oder Wege der Vorsicht zu diesem Zwecke seyn? Und sollte ich dann durch ein Drängen in eine kleinere Sphäre, das mir noch nicht natürlich ist, diesen Plan zu vereiteln suchen? — Ich habe zu wenig Talente, mich

zu plüiren, Leute, die mir zwider sind, zu behandeln, kann nur mit braven Leuten zurechtkommen, bin zu offen; — dies war Ihnen ein Grund schier, daß ich an keinen Hof taue, mir ist es im Gegentheil einer, daß ich daran muß, wenn sich mir eine Gelegenheit dazu darbietet, um dadurch zu erlangen, was mir fehlt.

Den Stand der Gelehrten kenne ich; ich habe da wenig neue Entdeckungen zu machen. Ich selbst habe zu einem Gelehrten von metier so wenig Geschick als möglich. Ich will nicht bloß denken; ich will handeln: ich mag am Wenigsten über des Kaisers Bart denken. — Und überdies ist ein Schweizerischer Professor, das ist ein Schulmann, mein Fach nun eigentlich gar nicht.

So stehe ich mit meinen Neigungen.

Nun aber zu meinen Pflichten! — Könnte nun nicht auch die Vorsehung, die besser wissen muß, zu was ich taue, und wo sie mich braucht, als ich selbst, nicht beschlossen haben, mich in eine solche Sphäre zu bringen? Könnte nicht ihr Einfall, deren Schicksal sie mit dem meinigen zugleich entworfen zu haben scheint, ein Wink, und das, was Sie mir vorschlagen, ein Weg dieser Vorsehung seyn? Könnte nicht mein Treiben in die große Welt eine Verblendung meiner Sinnlichkeit, meiner angeborenen Unruhe seyn, die diese Vorsehung jetzt fixiren wollte? Auch das ist eben so möglich, als das erste; und deßwegen müssen wir auch hier thun, was von uns abhängt, und das Ubrige von Gottes Leitung erwarten.

Nur glaube ich, daß der Weg, den Sie dazu vorschlagen, nicht eben die Wirkung haben muß, die Sie davon erwarten. Meine Aufsätze können nicht das machen, was man Sensation nennt; die ist weder in ihnen, noch in meinem Geiste überhaupt. Viele werden gar nicht verstehen, was vielleicht darinnen liegt; die es verstehen, werden mich, ich glaube es, für einen brauchbaren Mann halten, aber — comme il-y en a beaucoup. Ein Anderes ist's, wenn man Interesse für den Verfasser hat und ihn kennt.

Sollten Sie durch Ihre Verbindungen ein dergleichen Interesse veranlassen können, — ja dann läßt sich mehr erwarten; aber die

Sache scheint nicht dringend. Vor allen Dingen müßte in Bern erst eine Professur, und zwar eine solche, die ich übernehmen könnte, offen seyn. Dann ist es schwer, während meines Hierseyns noch eine Abschrift von meinen Aufsätzen zu nehmen. Und vielleicht schreibe ich binnen der Zeit noch etwas Bessers, oder kann vielleicht selbst mit diesen Aufsätzen in Leipzig ein Arrangement treffen, daß sie in Bern bekannt und bequemer bekannt gemacht werden können. Auf alle Fälle wissen Sie und jeder gute Mensch, der sich mit Ihnen für mich interessieren will, immer, wo ich bin. — Zu gleicher Zeit aber ersuche ich Sie, was ich nach Ihrer gütigen Denkungsart gegen mich nicht befürchte, sowohl jetzt, als nach meiner Abreise, keine Gelegenheit, die sich Ihnen darbietet, wo mir ein Dienst zu leisten wäre, vorbeizulassen, und sie mir anzuzeigen. Ich glaube an eine Vorsehung, und ich merke auf ihre Winke.

Bei der Gelegenheit noch Etwas über mich. — Wenn Sie sagen, am Hofe, und wenn ich selbst Premierminister würde, wäre kein wahres Glück; so reden Sie aus meiner Seele. Das ist unter dem Monde nirgends, beim Dorfpfarrer ebenso wenig, als beim Premierminister. Der Eine zählt Linsen, der Andere Erbsen; das ist der ganze Unterschied. Glück ist nur jenseits des Grabes. Alles auf der Erde ist unbeschreiblich klein; das weiß ich: aber Glück ist's auch nicht, was ich suche; ich weiß, ich werde es nie finden.

Ich habe nur Eine Leidenschaft, nur Ein Bedürfnis, nur Ein volles Gefühl meiner selbst, das: außer mir zu wirken. Je mehr ich handle, desto glücklicher scheine ich mir. Ist das auch Täuschung? Es kann seyn, aber es liegt doch Wahrheit zu Grunde.

Aber das ist gewiß keine, daß es ein Himmelsgefühl giebt, von guten Seelen geliebt zu werden, Personen zu wissen, die Antheil, lebhaften, innigen, steten, warmen Antheil an mir nehmen. Seit ich Ihr Herz näher kenne, empfinde ich dies Gefühl in aller seiner Fülle. Urtheilen Sie, mit welchen Empfindungen ich diesen Brief schließe!"

Da erkennt Johanna Rahn, daß sie Fichten nicht in der Schweiz halten kann. Er hat das Opfer, das sie ihm aus eigenen Ersparnissen bringen wollte, abgelehnt. Er sei zwar ohne Geld, aber er brauche

es nicht! Auch von seinen Eltern oder Geschwistern würde er kein Geld annehmen. Er will ganz auf sich selbst stehen. Also muß er sich, da nun das Verhältniß zu der Familie des Wirtes „Zum Schwerdte“ gelöst ist, wieder auf die Wanderung begeben.

Doch ehe er scheidet, schließen sie den Herzensbund. Johanna wird im kampfreichen Leben, das ihm bestimmt ist, treu an seiner Seite stehen. „Wäret ihr auch bei uns, die ihr mich ferne liebt...“ der Vers aus glücklichen Tagen ihres Oheims Klopstock wird sehnsüchtig klingen im Herzen der Daheimgebliebenen und im Herzen des Wandernden.

5.

Er reißt nicht auf dem kürzesten Wege in sein Vaterland zurück. Einmal in Bewegung, muß er den Bekanntschaften und Verbindungen nachgeben: vielleicht ergeben sich Aussichten auf ein neues Unterkommen.

Eine anstrengende Fußwanderung führt ihn über die Säntiskette ins obere Rheintal. Im Heimatorte eines Freundes nimmt er das Heilige Abendmahl und hält eine Predigt, macht mit des Freundes Bruder einen Abstecher nach Feldkirch, wendet sich nach dem Bodensee und kommt über Konstanz nach Schaffhausen. Der Anblick des Rheinfalls überwältigt sein Gemüt. „Dieses Wunder der Natur allein wird ewig unerreicht, unausgesagt, unbeschrieben, unbesungen und ungemalt bleiben“, schreibt er an Rahn.

Im Koffer hat er den Hyazinthenstrauß, den ihm die Braut beim Abschiede gab. In Schaffhausen erhält er die ersten Briefe von ihr. Nun begibt er sich frohgemut nach Württemberg. In Stuttgart kann er für sich selbst nichts tun, da Herzog und Herzogin verreist sind. Er versucht aber zum Besten einer Frau zu wirken, deren trauriges Schicksal ihn in Zürich erschüttert hat: es ist Maria Christina von Titot, die unverschuldet in Armut geraten ist und ihr Leben als Dienstmagd fristet. Ihr zuliebe unternimmt er verschiedene Schritte in einem der Herzogin nahestehenden Kreise. Dann wandert er zur Verfolgung der eigenen Pläne weiter, zunächst nach Hessen; denn

Rahn hat an den Prinzen von Hessen ein Schreiben gerichtet und Sichte als Lektor empfohlen. Der Brief hat keinen Erfolg, und Sichte reist von Offenbach nach Weimar. Hier glaubt er gute Aussichten zu haben. Er will Herdern und Goethen besuchen. Aber er wird schon unterwegs vom Mißgeschick verfolgt. Um zu sparen, legt er den nächsten Weg nach Gotha zu Fuß zurück und übergibt den Koffer einem Fuhrmanne. Auf diesen muß er in Gotha anderthalb Tage warten, und dann — das ist das Schlimmste — muß er ihm doppelt soviel zahlen, als er gerechnet hat! Sechs Carolin hat diese Reise kosten sollen, und nun sind elf daraus geworden! Nun ist er in Sorge, wie er weiterkommen wird! In Weimar kann er Herdern nicht sprechen, weil der krank liegt; und Goethe hat sich nach Italien begeben, um die verwitwete Frau Herzogin heimzubegleiten. Enttäuscht muß er sich auf den Weg nach Leipzig machen.

Leipzig hat er nicht im besten Andenken, und er hofft auch jetzt hier auf keine Anstellung. Aber da er ohne Mittel ist, muß er bleiben. Nach Rammenau wandern mag er nicht; sollen ihn die Eltern im Elende sehen? Die Mutter ist grämlich geworden, wie der Vater in Briefen geklagt hat; er will ihr ja nicht Anlaß zum Jammern geben!

Er schreibt gleich nach der Ankunft in Leipzig an Lavater: „... Jetzt ersuche ich Sie, wenn Sie bei Ihrer ausgebreiteten Bekanntschaft unter den Großen Deutschlands von Etwas hören sollten, das in mein Fach schlägt, — Erziehung eines Großen mit anständigen Bedingungen und Aussichten verknüpft, oder Führung eines jungen Herrn von Stande auf Akademien und Reisen — meiner gütigst zu gedenken.“

Indessen arbeitet er schriftstellerisch. Christian Felix Weiße, der ihm früher einen großen Dienst erwiesen hat, steht ihm auch jetzt bei. Aber Sichte ist zu leidenschaftlicher Denker, und was er ausführt, können zu wenige fassen und würdigen. Er muß praktischen Bedürfnissen entgegenkommen. Der Erzieher in ihm läßt ihn gleich ein solches Bedürfnis erkennen, und er beschließt die Herausgabe einer Zeitschrift, die das Volk zur guten Literatur hinführen soll. Er will die „geschmacklose, zeit- und seelverderbende Leserei“ bekämpfen.

Nur findet er für eine neue Zeitschrift keinen Verleger. Da verfällt er auf die Idee, ein Trauerspiel zu verfassen. Er sagt sich bald, daß dieses Fach unter allen möglichen Fächern am wenigsten das seine ist! So versucht er sich an Novellen. Die taugen zwar eigentlich nur dazu, die Zeit zu töten, aber sie sind begehrt. Es kann nichts Gutes gedeihen, da er den Glauben daran nicht hat. Er gibt auch diese Versuche auf und möchte Predigten drucken lassen. Er hat Predigten, die starken Beifall gefunden haben und auch im Buche ihre erbau-liche und stärkende Wirkung üben müssen. Aber er wird sie nicht los! Es ist nichts mit seiner Schriftstellerei!

Da besinnt er sich auf seine rednerische Begabung. Daß er nicht gleich darauf gekommen ist! Natürlich, mit der Kunst der Rede kann er sein Glück machen. Aber nicht eine Rednerschule plant er jetzt wie damals in Zürich; sondern er will sich selbst vervollkommen. Er lernt einen Gelehrten kennen, der Unterricht in der Deklamation erteilt und bereits treffliche Schauspieler erzogen hat. Er weiß also, was er zu tun hat. An Johanna schreibt er: „Bei diesem — sage das Deinem Vater — werde ich jetzt *privatissima* nehmen, und habe nichts Geringeres im Sinne, als nach ihm der Erste in dieser Kunst zu werden. Ich predige nicht mehr, bis ich ansehnliche Fortschritte darin werde gemacht haben. Mein ganzer Geist ist darauf gerichtet. Und dann — muß mein Ruf gemacht sein, oder es wäre kein Recht mehr in der Welt. Mein Sinn steht auf Weimar gerichtet, wo der Hof für dergleichen Dinge sehr viel Sinn hat. Jener Declamator, M. Schocher heißt er, hat aus Mangel an Unternehmungsgeist und aus Planlosigkeit nie den Gebrauch davon gemacht, den ich davon haben werde; sonst säße er nicht in der Dunkelheit und unbekannt in Leipzig.“ Er nimmt *privatissima*, — und es stellt sich heraus, daß er von dem hochgepriesenen Lehrer der Deklamation nichts lernen kann. Aber er bleibt weiterhin überzeugt von der Bedeutung der Beredsamkeit für seinen Beruf.

Für welchen Beruf? Er denkt immer wieder an den des Predigers. Während er alle Bekannten forschen läßt, ob sich eine Hofmeisterstelle finden lasse, sucht er auch nach einem Pfarramte. Hier und da

zeigt sich eine Aussicht, aber die Unduldsamkeit, einmal bei den Reformirten, dann wieder bei den Lutheranern, macht alles zunichte. Dann schwankt er auch in der Wahl des Landes: es lockt ihn die Schweiz als Land der reformirten Kirche, es erwacht immer wieder einmal die Hoffnung, im Vaterlande Sachsen bleiben zu können. Obgleich er hier schlimmste Enttäuschungen erfahren hat, sehnt er sich doch in Wahrheit danach, hier als Pfarrer zu wirken. Aber er weiß, daß sein Hinneigen zum reformirten Bekenntnis ihn im lutherischen Lande als Ketzer erscheinen läßt; und so muß er bei jedem Schritte, den er unternimmt, immer damit rechnen, daß er am Ende doch heimatlos sein werde.

„Sachsen hat freilich für den geistlichen Stand seine Unbequemlichkeiten; aber das Licht ringt jetzt mächtig mit der Finsterniß, und ich sehe die Morgenröthe besserer Tage. Ich muß gestehen, daß es ein Unternehmen ist, das mich seiner Schwierigkeiten halber reizt, mich durch alle die Verschanzungen durchzuschlagen, und mir doch eine Laufbahn zu machen. Ich habe unsern Präsidenten, — das ist ein großer, großer Mann, — souveräner General = Aufseher der Gelehrsamkeit und Religion durch ganz Sachsen — neulich gesprochen. Es ist ein Mann, der für Gelehrsamkeit und Talent wirklich Gefühl hat; dabei ehrlich, und, nach seiner Art, gerecht; aber in der Theologie...! Ich habe mit Fleiß in einer theologischen Abhandlung, die ich ihm mittheilte, mich ihm ganz gezeigt, wie ich bin. Er nahm mich, auf dieselbe hin, mit Distinktion auf; ließ mir alle Gerechtigkeit widerfahren, und suchte mich durch gute Aussichten für das Catheder zu gewinnen; für die Kanzel schien er mich zu fürchten.

Geschieht dies aber nicht, wie ich fast rechnen kann; so wird doch zu Michaelis sich eine Stelle für mich finden, außer Landes zu gehen. Ich nehme alles, es sey nach Rußland oder nach Spanien; und erwarte dann mein ferneres Glück vom Schicksal und von meinem Unternehmungsgeiste. Die Männer alle, die Verschreibungen von der Art bekommen, habe ich auf meiner Seite.“

„Ubrigens“, fügt er in diesem Briefe, in dem er zwischen Hoffnung und Verzweiflung ringt, hinzu, „übrigens ist es unbegreiflich,

wie viele Projekte mir seit meiner Abreise aus Zürich entweder ganz verunglückt, oder ins Stocken gekommen sind. Bernstorff muß Brief und Aufsatz richtig erhalten haben; ich habe es Herrn Bohn von Hamburg in seine eigene Hände gegeben, und er versprach mir es sogleich zu besorgen. Noch hat er nicht geantwortet. — Eine Dame in Weimar hatte ein Projekt gemacht, mich an einen gewissen sehr guten Hof zu bringen. Es mag gefehlt haben, sie schweigt seit ein paar Monaten. Von anderen Ausichten, die ich so gut als gewiß hatte, zu schweigen! Für Schriftstellerei hat auch wenig oder nichts getan werden können, weil ich unter beständigen Unternehmungen und Entwürfen herumgeworfen, wenig ruhige Tage gehabt habe. Michaelis ist nahe, und in dieser Messe werden von mir schwerlich Geschäfte gemacht werden. — Kurz, entweder die Vorsehung behält mir etwas Anderes auf, um dessen willen sie mir bis jetzt Nichts hat geben wollen, wie sie es wohl sonst auch gethan hat; oder sie will meine Kraft durch Verlegenheiten noch mehr stärken und üben. — Ich habe fast Alles verloren, als den Muth.

Du! Engelsseele, hilf Du mir ihn aufrecht erhalten, — und Du thust es! Welcher Kummer kann mich wohl kränken, welche Verlegenheit muthlos machen, so lange ich mit fester Überzeugung weiß: die beste, edelste Seele nimmt Antheil an mir; sie betrachtet mein Schicksal mit dem ihrigen als genau verbunden; sie ist nur Ein Herz mit mir? Die Vorsehung erhalte mir Dein Herz, und mir mangelt Nichts. Das meinige ist ewig Dein."

Elf Tage darauf muß er gestehen, daß alle seine Pläne gescheitert sind und Sachsen ihm jetzt gar nichts mehr sein kann, wie er ihm nichts mehr ist! Die Braut ruft ihn nach Zürich, sie will, daß die Ehe geschlossen wird, damit er der lästigsten Sorgen enthoben ist und Ruhe findet. Aber Johann Gottlieb Fichte will lieber in der Not bleiben, als ohne Amt und Würde nach Zürich zurückkehren. „Wie soll ich mich nennen? Laß mich also nur wenigstens erst meinen Anspruch auf den Namen eines Gelehrten rechtfertigen." Er hat eine philosophische Arbeit begonnen und hofft, sie nächste Neujahrsmesse gedruckt zu sehen; dann kann er doch ohne Anehre ins Haus der

Braut kommen. Allerdings ist da schon wieder eine neue Aussicht aufgetaucht: der gute Freund Weiße will ihn nach Livland oder Kurland schicken. Nun schreibt er der Braut zur Beruhigung: „Aber das wird in keinem Falle geschehen“; zugleich erklärt er, daß er trotz der Unannehmlichkeiten eine ihm angebotene Hofmeisterstelle wieder übernehmen würde.

In dieser Zeit, die seine Geduld und Kraft auf die härteste Probe stellt, hat Fichte das entscheidende Erlebnis: Kant. Das Studium dieser Philosophie schenkt seinem Geiste „eine unbegreifliche Erhebung über alle irdischen Dinge“. „Ich habe bei meiner schwankenden äußeren Lage meine seligsten Tage erlebt.“ Und er sieht seine Aufgabe darin, diese „über alle Vorstellung schwere“ Philosophie faßlich darzustellen und bekannt zu machen; denn mögen auch die „kopfbrechenden Spekulationen keinen unmittelbaren Einfluß auf das menschliche Leben haben“, so sind doch „ihre Folgen äußerst wichtig für ein Zeitalter, dessen Moral bis in seine Quellen verdorben ist; und diese Folgen der Welt in einem anschaulichen Lichte darzustellen, wäre, glaube ich, Verdienst um sie“. Eine der wichtigsten Erkenntnisse, die er durch Kant bereits erlangt hat, ist die Einsicht, daß nicht die Glückseligkeit der Zweck unseres Daseins ist, sondern die Glückswürdigkeit. Zur Glückswürdigkeit muß das deutsche Volk erzogen werden, und dabei will er helfen. Jetzt weiß er, wofür er seine Kräfte einsetzen muß. Und das gibt ihm eine beglückende Ruhe und Freude. Es kann ihn nichts mehr anfechten. Planvoll nutzt er den Tag:

„Am 5 Uhr stehe ich auf, was mir Anfangs, weil ich Zeit Lebens spät aufgestanden bin, sehr schwer ward: desto dringender suchte ich es von mir zu erzwingen, weil ich dadurch zugleich mich zur Selbstüberwindung zwingen wollte. Von da bis 11 Uhr (die halbe Stunde ausgenommen, die ich zum Ankleiden brauche) studire ich. Von 11 bis 12 Uhr gebe ich einem jungen Menschen eine griechische Stunde. Ich suchte sie mit Fleiß, um durch das ewige Denken für mich nicht die Gabe Anderen Etwas vorzutragen, zu vernachlässigen, und nach der Arbeit des Kopfs auch der Lunge Etwas zu thun zu geben. Von 12 bis 1 zu Tische, in einer erträglich artigen und

unterhaltenden Gesellschaft. Von 1 bis 2 in einem der Stadt nahen Garten spazieren gegangen, und meistens dabei nicht viel Ernsthaftes gedacht. Von 2 bis 3 etwas Leichtes gelesen, oder Briefe geschrieben, wenn solche zu schreiben sind. Von 3 bis 4 gebe ich einem Studenten Privat-Unterricht über die Kantische Philosophie; (dies war die Gelegenheit, die mich zum Studium derselben veranlaßte). Dies ist nun freilich von einer Seite eine Kopf angreifende, von der andern aber eine Arbeit, die zum Deutlichmachen, also für die Einbildungskraft gehört, und also zur Herstellung des Gleichgewichts unter den Seelenkräften beiträgt. Von 4 bis 6 Uhr wird bei jeder Witterung, nicht spazieren gegangen, sondern gelaufen, und der Einbildungskraft völlig freier Lauf gelassen: durch Felder, durch Wälder gestürmt — besonders wenn es sehr regnet, oder windig ist. Von 6 Uhr bis zur Dämmerung wird wieder ein wenig studirt. Die Anwendung der ersten Dämmerung kennst du schon. Sobald Licht kommt, wird ernsthaft fortstudirt; aber nicht länger als bis 10 Uhr."

Bei dieser strengen Ordnung fühlt er sich körperlich und seelisch so wohl, daß er vor Gesundheit jauchzen möchte. Er kennt keine verdrießliche Minute mehr. Jetzt gefällt ihm auch Leipzig mehr, und er lehnt mehrere Anträge ab, weil er sich nicht verändern will. Nur innerhalb der Stadt wechselt er die Wohnung. „Aus meinen Fenstern sehe ich, oft in der Morgensonne, zunächst vor mir die Promenade, über ihr einen der schönsten Gärten, weiter hin eine lange Vorstadt, und über sie hinaus eine unabsehbare Ebene, mit Dörfern und Wäldchen besäet, deren Laub durch den Herbst mit dem sanftesten Gemisch von roth, und röther, und braun tingirt ist. Da nichts vollkommen seyn kann, so habe ich dabei Wirthsleute, die mir sehr zuwider sind. Nun verschlägt das zum Glück bei mir nicht viel."

Er gibt nun auch Stunden in Mathematik. Dabei schreibt er eine Erklärung Kantischer Ideen. Er hat einige Freunde, aber am gesellschaftlichen Leben nimmt er nicht teil. Das gefällt ihm eben an der großen Stadt, daß er recht unbekannt und unbemerkt leben, ungestört studieren kann.

Für Geselligkeit hätte er nun erst recht keine Zeit, da die Zahl der Stunden, die er erteilt, immer wächst. Schließlich ist er von früh acht Uhr bis zum Abende Lehrer und kann die Kantstudien nur noch in den späten Stunden treiben. Ein Kaufmann hat ihm nämlich den ganzen Unterricht für seine drei Söhne übertragen. Es sind wohlerzogene Kinder, die schon über die Anfangsgründe hinaus sind, so daß Fichte diese Arbeit sehr befriedigt. Sie nimmt ihm auch die Sorgen, er fühlt sich endlich unabhängig.

Nun darf er daran denken, nach Zürich zu reisen. Anfang April des künftigen Jahres soll es geschehen. Durch nichts will er sich daran verhindern lassen. „Schon jetzt ist es mir Erholung von aller Arbeit, mich an Deine Seite hinzuträumen: ich genieße dann die frohesten Stunden, die ich in meiner gegenwärtigen Lage genießen kann; und auch jetzt will ich mich mit Dir über diesen meinen Lieblingstraum, dessen freudige Erfüllung mir so nahe bevorsteht, unterhalten.“ Er wird sich in Zürich „als Schriftsteller beschäftigen“, nebenbei Stunden geben. Und — er wird warten, ob er durch Lavaters Vermittlung im Württembergischen eine geistliche Stelle erhalten kann. Vielleicht auch gelingt es Klopstock, für den Mann seiner Nichte eine Anstellung beim Markgrafen von Baden zu erreichen. Ob es so oder so kommt: wenn er nur an Johannas Seite durch das Leben, das nur ein Land der Mühe ist, wandern und der Erfüllung großer Pflichten dienen kann! Über solchen Träumen und Erwartungen vergeht ihm der Winter.

Die Schrift über Kant ist beendet, aber Fichte kann mit keinem Verleger des Handels eins werden: sie bieten eine gar zu geringe Entschädigung für seine Mühe. Das ficht ihn wenig an, er kann mit der Veröffentlichung warten. Wichtig ist jetzt nur, ob er sich Johannas wert fühlen kann. Sie hat all die schwere Zeit hindurch so viel Größe und Mut, so viel Liebe und Weisheit bekundet, daß er sich ihr gegenüber schwach und fehlerreich vorkommt. „O was bin ich doch bis jetzt für ein Mensch gewesen!“ schreibt er ihr. „Man hat mir einigemal Festigkeit des Charakters nachgesagt; und ich bin eitel genug gewesen, dies für wahr anzunehmen. Welchem Umstande

habe ich wohl diese Meinung zu verdanken, ich, der ich bis jetzt mich immer von den Umständen habe leiten, meine Seele die Farbe der Gegenstände habe annehmen lassen, die mich umgeben? Mit gewaltigen Ansprüchen an die Welt, die ich nicht würde haben behaupten können, verließ ich Zürich. Meine Hoffnungen scheiterten. Aus Verzweiflung mehr als Geschmack warf ich mich in die Kantische Philosophie, und fand eine Ruhe, die ich wohl am meisten meiner guten Gesundheit und dem Schwunge meiner Phantasie zu verdanken hatte; täuschte mich wohl so sehr, daß ich die erhabenen Gesinnungen, die ich meinem Gedächtnisse einprägte, aus mir selbst als in mir einheimisch zu schöpfen glaubte. Die Umstände führten mich zu einer andern, das Herz weniger ausfüllenden Beschäftigung, die veränderte Lebensweise, der Winter, der mir nie gut thut, ein Uebelbefinden, die Zerstreuungen einer kleinen Reise konnten den so tief gewurzelten Frieden des großen Philosophen stören, und mich in eine so fürchterliche Mißlaunigkeit bringen! — Soll ich immer so wie eine Welle hin und her getrieben werden? Nimm du mich hin, männlichere Seele, und fixiere diese Unbeständigkeit!"

Ach, er weiß, sie nimmt ihn hin mit allen „Fehlern“, die in den Augen der Liebe ja keine sein können!

Nur wenige Wochen sind sie noch getrennt. Seine Sehnsucht ist schon immer unterwegs zu ihr, — da stellt das Schicksal die Liebenden vor eine neue harte Prüfung.

Der Waagmeister Rahn und seine Tochter sind plötzlich in eine trostlose Lage versetzt worden. Der Bankrott eines ihm nahestehenden Hauses hat sie um den größten Teil ihres Vermögens gebracht. Sie wissen nicht einmal, wie sie sich werden erhalten können! Der Vater hat keine feste Gesundheit mehr, die früheren Schicksalsschläge haben an seiner Kraft gezehrt. Nun drückt der Gram ihn nieder. Da hat Johanna nur die eine Pflicht, ihn mit aller Liebe und Treue zu pflegen. An die Verheirathung kann sie jetzt nicht denken. Ja, sie darf auch nur die Rückkehr Sichtes nach Zürich nicht wünschen: statt sorgenfreier Muße fände er nur Bedrücktheit und würde schwerer zu kämpfen haben als bisher.

Es ist Johanna, als wäre die eben noch heiter strahlende Sonne vom Himmel gestürzt und unheimliche Nacht über der Erde. Sie bangt, daß der unverhoffte Schlag dem Geliebten die mühsam errungene Ruhe und Arbeitskraft rauben werde.

Aber Johann Gottlieb Fichte ist in der harten Schule seines bisherigen Lebens so gestählt worden, daß sein Mut nicht erschüttert werden kann. Er sorgt sich nur um Johannas und ihres Vaters Ergehen. Für ihn selbst aber kommt eine neue Wanderzeit. Die will er frisch antreten, um endlich doch, auch nach vielen Umwegen, an das Ziel zu gelangen.

6.

Wieder kommt eine Bestellung: er soll als Erzieher des einzigen Sohnes des Grafen von Platen in Warschau antreten. Es ist ihm schon fast, als könnte es gar nicht anders sein: die Vorsehung hat seiner noch nie vergessen. So bricht er denn Ende April des Jahres 1791 auf und wandert zunächst seiner Heimat zu.

Er gönnt sich Zeit. Er will Orte der Erinnerung auffuchen und die Schönheiten der Landschaft genießen. Es offenbart sich dem Vielgewanderten nun in der Heimat so mancher Reiz, dessen er noch nicht gewahr geworden. Auf dem Wege von Dresden über den Borsberg nach der Oberlausitz erlebt er Überraschungen. Diese Anmut und Mannigfaltigkeit des Landschaftsbildes hat er nicht erwartet.

In einer Familie, der er vor sechs Jahren als Hauslehrer gedient hat, macht er einen kurzen Besuch; und in Stolpen, nur zwei Wegstunden vor dem Heimatdorfe, bleibt er über Nacht. Es ist, als ob er sich fürchtete, sich in Rammenau zu zeigen. In den Augen der Leute muß er ja als Gestrandeter gelten, da er noch immer ohne Amt ist! Und die Mutter! Sie wird lamentieren! Denn von ihr kann er kein Verständnis für seine Lage erwarten. Aber den Vater und die beiden Brüder Gotthelf und Gottlob möchte er gern sehen. Er schreibt also einen Brief. Den schickt er am nächsten Morgen von Bischofswerda aus zum Vater. In einem gewöhnlichen Gasthose erwartet er ihn und die Brüder.

Sie kommen auch nacheinander herüber. Es gibt ein herzliches Wiedersehen. Gotthelf ist Johann Gottliebs Lieblingsbruder, hat auch gern studieren wollen, aber wegen der Mittellosigkeit und wohl auch wegen der traurigen Erfahrungen des Älteren davon absehen müssen. Er hat stets lebhaft Anteil genommen an Gottliebs Geschicken und will sich heute viel von ihm erzählen lassen; er möchte mit ihm auch erwägen, ob sich nicht noch eine Möglichkeit finden lasse, wenigstens eine höhere Schule zu besuchen. Im Gasthause können sie die Dinge nicht erörtern. Gottlieb soll doch mit hinübergehen nach Rammenau. Das wünscht auch der Vater, der als Letzter im Gasthose eintrifft.

„Ich mach Euch keine Ehre, Vater!“ sagt Gottlieb.

„Wie du so reden kannst! Du machst uns eine Freude, und du tust uns eine Liebe an, wenn du im Elternhause einkehrst!“ antwortet der Vater.

Da sträubt sich Gottlieb nicht länger; er wandert mit Vater und Brüdern heim. Er erzählt unterwegs vom Schweizerlande und von den Männern, die seine Freunde geworden sind, von Rahn und von Johanna. Er erzählt auch das Mißgeschick, das den Vater seiner Braut betroffen und ihn, Gottlieb, wieder zum Wandern genötigt hat. „Das ist leider nichts Gutes, was ich Euch als Neuigkeit bringe!“

„Es gibt Schlimmeres!“ sagt der alte Fichte ruhig. „Wenn wir's auch gern gesehen hätten, daß du nun in einem sichern Hafen eingelaufen wärst! Ich zweifle nicht, daß sie ein treffliches und edles Wesen ist, die du dir auserwählt hast. Aber da sie es ist, so wird sie geduldig mit dir auf den Tag warten, der euch das Glück bringt. Der Himmel wird's euch guten Menschen nicht versagen. Darauf vertraut!“

Und Gotthelf meint: der neue Hofmeisterdienst im Auslande ist auch ein gutes Studium. Unter anderen Menschen, in anderen Verhältnissen wirken, das beschenkt mit neuen Kenntnissen und Erfahrungen.

„Ja, es sind alles weise Wege der Vorsehung!“ stimmt der Vater bei.

Er muß das dann auch daheim oft betonen; denn die Mutter nimmt Gottliebs Erzählung von Rahns geschäftlichem Unglück durchaus nicht ruhig auf. Ach ja, wenn einer sich schon an große, vornehme Leute hängen wolle, das gehe nie gut aus! Das könnte Gottlieb längst gelernt haben! Sie habe das schon damals gesagt, wie der Freiherr ihr den Jungen wegnahm! Freiherrn, Grafen, Waagmeister und was es sonst für große Leute seien, sie könnten einen Kleinen nicht groß und glücklich machen und wollten es wohl auch nie! Was habe er, Gottlieb, denn nun von seinem vielen Studieren? Nicht einmal ernähren könne er sich. Zuletzt werde er noch froh sein, wenn er wie seine Brüder am Webstuhle sitzen oder mit Ware ins Land gehen könne! Wer hoch hinaus wolle, den ducke der Herrgott schon ordentlich!

Vater Sichte schüttelt seufzend immer wieder den Kopf. Wie oft hat er solche Litaneien anhören müssen! Aber den Sohn, der nach langer Zeit wieder einmal auf ein paar Stunden daheim ist, soll sie doch damit verschonen. Das sagt ihr auch Gotthelf. Es nützt nichts: sie zankt und jammert, bis sie vor Schluchzen nicht mehr kann.

Johann Gottlieb erwidert ihr nichts. Er macht sich bald wieder auf den Weg. Der Vater und Gotthelf geben ihm ein Stück das Geleit.

Froh setzt er die Wanderung fort. Im Herzen trägt er das Bild eines Mannes, der in tiefer Frömmigkeit mit dem schweren Leben zurechtkommt. In sein Tagebuch schreibt er am nächsten Abend: „Der gute, brave, herzliche Vater! Wie wohl thut mir stets sein Anblick und sein Ton und sein Raisonnement! Mache mich, Gott, zu so einem guten, ehrlichen, rechtschaffenen Manne und nimm mir alle meine Weisheit, und ich habe immer gewonnen!“

Vier Wochen ist er noch unterwegs. Er fühlt sich wie auf einer Studienreise, geht in der Oberlausitz kreuz und quer — nach Lauban, Reichenbach, Königshain, Cunnersdorf, Görlitz, Löbau, Naumburg am Queiß — und schreibt in sein Tagebuch Wahrnehmungen über Landschaft und Volk, Bauart, Sitte, Sprache. Natürlich hört er sich auch Predigten an und kritisiert sie. Über Bunzlau, Gnadenfrei,

Neumarkt erreicht er Breslau. Hier hält er sich mehrere Tage auf, um die Stadt und ihre Bevölkerung kennenzulernen. Er erlebt einen Stadtbrand, dem auch die Sandkirche zum Opfer fällt. Die erste polnische Stadt, die er betritt, ist Gostin. Hier fesselt ihn besonders das Verhältniß der Deutschen zu den Polen, und er beobachtet scharf die Vertreter des polnischen Adels, die zu einem gerade stattfindenden außerordentlichen Gericht gekommen sind.

Am 7. Juni ist er in Warschau. Die Stadt, in der er nun eine Zeitlang leben soll, betrachtet er sich genauer. Er durchstreift sie bis in die Vororte und kommt in Berührung mit verschiedensten Elementen der Bevölkerung. Nachdem er der Schwägerin „seines Warschauer Hauses“ und ihrem Manne vorgestellt worden ist, kann er sich zum Grafen von Platen begeben. Dieser Besuch läuft nun freilich anders ab, als er sich vorgestellt hat!

Er schreibt sich über den Grafen und die Gräfin auf: „Madame ist eine Frau der großen Welt, und da ich noch wenig dergleichen gesehen hatte, so konnte es nicht fehlen, daß sie mir nicht unausstehlich werden mußte. — Sie ist groß, die Augenknochen stehen stark hervor; dabei hat ihr Blick etwas Leidenschaftliches, Gereiztes. Der Ton ihrer Stimme ist stumpf, ohne Silber; wie ich es hier bei mehreren Frauen von Stande bemerkte. Sie stößt mit der Zunge an, ich glaube aus Affectation: redet immer im Commandirton, rasch, undeutlich, weshalb sie schwer zu verstehen ist. Sie ist nie zu Hause, kommt, redet ein paar Worte, läßt sich von ihrem gehorsamen Manne die Hand küssen, und geht. — Er ist ein guter, ehrlicher Mann, dick und träge, ein Jaherr!“

Sichte fühlt gar wohl, daß er den Herrschaften ebenso übel gefällt wie sie ihm! Seine nicht nur schlichte, sondern schon derbe Art mußte Menschen, die eine französische Erziehung genossen haben, abstoßen. Artigkeiten, wie Madame sie von Seiten der Herren gewöhnt ist, versucht er nicht. Dazu kommt, daß er das Französisch mit viel zu deutschem Akzent spricht.

Seine Erscheinung gefällt nicht. Trotzig denkt er: ist auch nicht nötig. Und er bemüht sich nicht im geringsten, einen besseren Ein-

druck zu machen. Als die Gräfin erklärt, nun, er könne ja immerhin sein Erzieheramt antreten, und dabei deutlich ihre Enttäuschung zu verstehen gibt, ist es bei ihm schon beschlossene Sache, daß er hier seine Tätigkeit gar nicht erst versucht. Er schreibt ihr dies am nächsten Tage.

Die Gräfin ist gnädig: sie bietet ihm durch ihren Vermittler ihre Empfehlung an andere Familien an. Einmal noch stellt Sichte sich vor, und es geht ihm genau wie im ersten Hause. Weitere Versuche lehnt er ab. Er läßt sich nicht wie ein aus der Mode gekommener Stoff verhandeln. Das sagt er der Gräfin in einem Briefe rund heraus, und er verlangt eine Entschädigung. Schließlich hat er nicht die Mittel, um monatelange Spaziergänge in die weite Welt zu machen. Seine Forderung wird natürlich als Unverschämtheit aufgenommen. Sichte muß der Gräfin drohen, daß er die Gerichte in Anspruch nehmen werde. Daraufhin ist die Gräfin zu Verhandlungen bereit und läßt ihm eine Entschädigung auszahlen, von der er einige Monate leben kann.

Ehe Sichte Warschau verläßt, nutzt er die Bekanntschaft mit dem evangelischen Oberpfarrer und hält eine Predigt. Selbst das hat seine Schwierigkeiten: er findet nach langem Suchen erst einen Friseur, dann muß er in einem Rocke, der ihm zu weit und zu lang ist und ihn an jeder freien Bewegung hindert, auf die Kanzel treten. Diese äußeren Umstände, auch die Ermattung bei großer Hitze, lassen ihn nicht in die richtige Stimmung kommen. Aber die Gedanken zügelt er straff. Nach dem Gottesdienste kann er feststellen, daß er den Beifall der klugen Zuhörer gefunden hat, wenn es ihm auch nicht gelungen ist, die Menge mitzureißen. So ist es immerhin ein würdiger Abschied, den er sich bereitet hat.

Wohin? Er überlegt nicht lange: da er im Osten ist, wird er dem Manne seine Aufwartung machen, dem er die tiefste Wandlung seines geistigen Lebens verdankt. Er läßt sich von einem Fuhrmanne nach Königsberg mitnehmen.

Nachdem er Kant einmal flüchtig besucht hat und „nicht besonders“ aufgenommen worden ist, schreibt er in wenigen Tagen eine „Kritik

aller Offenbarungen" und schickt sie an Kant. Er erreicht auch seinen Zweck; denn als er einige Tage später bei Kant erscheint, um dessen Urtheil zu hören, wird er „mit ausgezeichnete Güte" empfangen. Zu dem wissenschaftlichen Gespräche, das Fichte erwartete, kommt es aber immer noch nicht. Als er seine philosophischen Zweifel erwähnt, verweist Kant ihn einfach an den Hofprediger Schulz. Doch wird Fichte schon zwei Tage darauf zum Essen bei Kant eingeladen, und bei den Tischgesprächen erkennt Fichte, wie er in seinem Tagebuche schreibt, „Züge an ihm, die des großen in seinen Schriften niedergelegten Geistes würdig sind".

Er muß jetzt noch in Königsberg bleiben, obgleich die Geldmittel schon fast erschöpft sind: es besteht die Hoffnung, daß er doch in ein innigeres persönliches Verhältniß zu dem großen Philosophen kommt. Er nimmt eine Bearbeitung der „Kritik aller Offenbarungen" vor; denn er hat die Flüchtigkeit der ersten Darstellung erkannt. Wenn ihn nur nicht die nahenden Verlegenheiten hemmten! Er kann die Untersuchungen nicht fortsetzen, sondern muß die Herren aufsuchen, an die ihn Kant verwiesen hat. Ihnen gesteht er, daß er eine Versorgung wünscht. Doch scheinen die Aussichten gering.

Da macht sich Fichte auf zu Kant. Ihn will er um ein kleines Darlehn bitten, um ins Vaterland zurückreisen zu können. Unterwegs verliert er aber den Mut. Er kehrt um und schreibt einen vielseitigen Brief, in dem er seine Lage offen und vollständig bekennt.

„... Das Beste für mich scheint also, in mein Vaterland zurückzu-
kehren: hierzu sind mir aber die Mittel abgeschnitten. Ich habe noch zwei Dukaten, und selbst diese sind nicht mein; denn ich habe sie für Miethe und dergl. zu bezahlen. Es scheint also kein Mittel übrig, mich zu retten, wenn sich nicht Jemand findet, der mir Unbekanntem bis auf die Zeit, da ich sicher rechnen kann wieder zu bezahlen, d. i. bis Ostern künftigen Jahres, gegen Verpfändung meiner Ehre, und im festen Vertrauen auf dieselbe, die Kosten der Rückreise vorschle. Ich kenne Niemanden, dem man dieses Pfand ohne Furcht, ins Angesicht gelacht zu werden, anbieten dürfte, als Ihnen, tugendhafter Mann.

Ich habe die Maxime, Niemanden Etwas anzumuten, ohne untersucht zu haben, ob ich selbst vernünftiger Weise bei umgekehrtem Verhältnisse eben das für Jemand thun könnte; und ich habe in dem gegenwärtigen Falle gefunden, daß ich, die physische Möglichkeit davon vorausgesetzt, es für Jeden thun würde, dem ich die Grundsätze sicher zutrauen könnte, von denen ich wirklich durchdrungen bin.

Ich glaube so sicher an eine eigentliche Hingebung der Ehre zum Pfande, daß ich durch die Nothwendigkeit, Etwas auf sie versichern zu müssen, einen Theil derselben mir zu verlieren scheine; und die tiefe Beschämung, die mich dabei betrifft, ist Ursache, daß ich einen Antrag von gegenwärtiger Art nie mündlich machen kann, da ich Niemanden zum Zeugen derselben wünsche."

Er setzt die Beteuerungen und Betrachtungen fort und sagt: „Ich bin nicht das erste Mal in Verlegenheiten, aus denen ich keinen Ausweg sehe; aber es wäre das erste Mal, daß ich in ihnen bliebe. Neugier, wie es sich entwickeln wird, ist meistens Alles, was ich bei solchen Vorfällen fühle. Ich ergreife schlechtweg die Mittel, die mir mein Nachdenken als die besten zeigt, und erwarte dann ruhig den Erfolg. Hier kann ich es um so mehr, da ich ihn in die Hände eines guten und weisen Mannes lege. Aber von einer andern Seite überschicke ich diesen Brief mit einem ungewohnten Herzklopfen. Ihr Entschluß mag seyn, welcher er will, so verliere ich Etwas von meiner Freudigkeit zu Ihnen. Ist er bejahend, so kann ich das Verlorene freilich einst wieder erwerben; ist er verneinend, nie, wie es mir scheint!"

Mit noch mehr Herzklopfen begibt Sichte sich am nächsten Tage zu Kant, der ihn zu sich geladen hat. Wie wird es ablaufen? Offen erklärt Kant, daß er Sachsen zu wenig kenne, um den Plan, dort als Schriftsteller zu leben, gutheißen zu können. Er werde bis in vierzehn Tagen sich entschließen.

Bis in vierzehn Tagen! Ehe die abgelaufen sind, steht er ja vor dem Nichts! Was dann, wenn die zwei Dukaten aufgezehrt sind, die Schuld noch angewachsen ist? Er wird noch zweimal zu Kant zum Mittagessen eingeladen. Da fällt aber kein Wort über das Darlehns-

gesuch! Nur empfiehlt Kant Fichte, die „Kritik aller Offenbarungen“ an den Buchhändler Hartung zu verkaufen; denn die Arbeit sei gut und verdiene, der Öffentlichkeit vorgelegt zu werden.

Obgleich Fichte eine vertiefende Bearbeitung der Untersuchung für notwendig hält, folgt er dem Rate und bietet die erste Fassung Hartung an. Der ist aber verreist. So wendet er sich an einen anderen Buchhändler. Der lehnt das Angebot ab.

Da sieht sich Fichte von allen Seiten verlassen!

Er hat den Gipfel des Mißgeschicks erreicht. Das Glück wartet schon! Es überrascht ihn nicht nur, es will ihn geradezu überschütten! Hofprediger Schulz findet eine Hauslehrerstelle, und Buchhändler Hartung, an den sich Pfarrer Borowski als Vermittler gewandt hat, übernimmt den Verlag des Werkes über die Kritik aller Offenbarungen.

Fichte begibt sich in das Haus des Grafen Krokow in der Nähe von Danzig. Hier erfährt er zum ersten Male alle Annehmlichkeiten, die eine Hofmeisterstelle bieten kann. Es entsteht ein Freundschaftsverhältnis zwischen ihm und der gräflichen Familie.

Freilich entspringt ihm daraus auch eine Unruhe: er wird so sehr in die anregende Geselligkeit gezogen, daß er die schriftstellerischen Pläne, die jetzt in ihm aufstauen, hintanstellen muß. Als nämlich sein Werk erschienen ist, wird er mit einem Male in Deutschland bekannt, und es gibt sogar gelehrte Auseinandersetzungen darüber, so daß er als Verfasser sich zu weiteren Auslassungen gedrängt fühlt.

Einen Streit um die Schrift hat es schon vor dem Drucke gegeben. Dieser hat in Halle erfolgen sollen. Die dortige orthodox eingestellte Zensur ist aber mit Fichtes Meinung, daß das Wunder nicht als Beweis für die Göttlichkeit einer Offenbarung angesehen werden dürfe, nicht einverstanden gewesen und hat die Streichung der anstößigen Teile verlangt. Dazu hat Fichte sich nicht bereit erklärt. Sachverständigenurteile haben nicht zu einer Entscheidung geführt, die Fichte hätte annehmen können. Da ist durch einen Dekanatswechsel in Halle auf einmal die Lage anders geworden, und die Schrift hat gedruckt werden können.

Dieser Streit hat besonders in Jena Aufmerksamkeit erregt; denn dort hat die Kantische Philosophie eifrige Vertreter. Die haben das Werk mit Spannung erwartet. „Versuch einer Kritik aller Offenbarung“ heißt es, ist bei Hartung in Königsberg erschienen, und zwar ohne Nennung des Verfassers. Die Weglassung seines Namens hat Fichte nicht gewollt, sie ist auf einen Zufall zurückzuführen und ist nun Schuld an einem Irrtum, dem die Jenaer Kantianer anheimgefallen sind. Sie haben nämlich aus den Ideen und der Sprache der Schrift geschlossen, daß der Königsberger Philosoph selbst der Verfasser sei, und sich beeilt, in einer ausführlichen Würdigung die Gelehrtenwelt auf das Buch hinzuweisen. Der Rezensent hat es begrüßt als ein Buch, „das vielleicht mehr, als irgend ein anderes unter den seit langer Zeit geschriebenen, den dringendsten Bedürfnissen unserer Zeitgenossen angemessen ist, und also im eigentlichsten Sinne den Namen eines Wortes zu seiner Zeit verdient“. Und er hat zum Schlusse den „feurigsten Dank“ bezeugt „an den großen Mann, dessen Finger hier allenthalben sichtbar ist, daß er, der schon so manche Gegend des menschlichen Wissens aufgehellte, nun auch über diesen Gegenstand eine solche Aufklärung gegeben hat, die wenigstens dem Rec. in Allem, was er gesagt hat, nicht den geringsten Zweifel übrig gelassen, gleichsam als sollte nun auch das letzte Stück des ganzen Grundes menschlicher Kenntnisse befestigt werden“.

Da sitzt Fichte nun in seinem gräflichen Hause: überrascht, erfreut und beschämt! Er weiß, seiner Untersuchung haften Mängel an, darum hat er diese Fassung ja nicht drucken lassen wollen. Dennoch wird sie tief und bedeutend gefunden. Aber der Meister selber hat sie ja auch „gut“ genannt. Er dürfte das Lob also wohl hinnehmen, — wenn nur dieser Irrtum über die Verfasserschaft nicht wäre! Denn nun liegt nichts näher, als daß der Jenaer nur vor dem Königsberger Großen sich verbeugt habe! So weiß er nicht: ist seine Arbeit nun ein Erfolg oder nicht?

Er wird aus seiner Verlegenheit gerissen durch Kant. Der läßt in derselben Zeitung, in der die Würdigung erschienen ist, diese Er-

klärung abdrucken: „Der Verfasser des Versuchs einer Kritik aller Offenbarung ist der im vorigen Jahre auf kurze Zeit nach Königsberg herübergekommene, aus der Lausitz gebürtige, jetzt als Hauslehrer bei dem Herrn Grafen von Krokow in Krokow in Westpreußen stehende Candidat der Theologie, Herr Fichte; wie man aus dem in Königsberg herausgegebenen Ostermeßkatalog des Herrn Hartung seines Verlegers sich durch seine Augen überzeugen kann. Außerdem habe ich auch weder schriftlich noch mündlich auch nur den mindesten Antheil an dieser Arbeit des geschickten Mannes, wie das Int. Bl. der A. L. Z. Nr. 22 darauf anspielt, und halte es daher für Pflicht, die Ehre derselben dem, welchem sie gebührt, ungeschmälert zu lassen.

Königsberg, den 3ten Juli, 1792.

J. Kant."

So, nun ist nicht nur die Sache berichtigt, sondern Fichte ist von Kant der Öffentlichkeit vorgestellt worden! Die Schrift findet weiterhin Freunde, aber nun auch Gegner. Es werden Streitschriften verfaßt, die Fichten immer bekannter machen. Es gibt auch einen Angriff, den der Neid herbeigeführt hat, wie allzu deutlich erkennbar ist.

Dieser Angriff verletzt ihn und bringt ihn in Harnisch. Er hat nicht übel Lust, den Kampf aufzunehmen. Zunächst läßt er seinen Ingrimm in einen Brief ausströmen. „Dieser Libertin, der seine Erträglichkeit einem vortrefflichen, aber verwahrlosten Kopfe, — seine Stärke einem fürchterlich gebildeten Style verdankt, — er begegne mir nicht! Mein Kopf ist so gut als einer; ich habe Consistenz, die er nicht hat, und für den Styl, — ich habe eigentlich gar keinen, denn ich habe sie alle, — wer aber die Lessingschen Fehden erneuert sehen will, der reibe sich an mir, bis meine Philosophie des Dinges müde wird! — Will er nicht fürchterlich gewaschen seyn, so nehme er seinen Grundsatz des Naturrechts zurück, der höchstens den guten Kopf, aber den systematischen Denker gar nicht zeigt. Ich habe zwar ernstere Dinge zu thun, als mich mit dem Hunde aus der Pfennigschenke zu schlagen; aber beiläufig — ich habe manchmal Stunden, in denen ich nicht ernsthaft arbeiten kann — Einen so zu schütteln, so zu schütteln, daß den Andern die Lust vergeht, ist nicht übel."

Sein Selbstgefühl erhöht sich. Sein Kampfsmut erwacht. Er wird ihn noch oft brauchen!

7.

Doch für jetzt genügt es ihm, sich den Ingrim vom Herzen geschrieben zu haben. Es gibt Wichtigeres für ihn! Schöneres! Die Erfüllung der süßesten Sehnsucht ist nahegerückt. Mit dem ersten Schritte, den er als Schriftsteller getan, ist er emporgehoben worden. Er gilt etwas und kann nun auch Johanna etwas sein! Nun will er nach Zürich gehen, die Vereinigung darf nicht länger hinausgeschoben werden. Denn jetzt ist sie kein Wagnis mehr: er kann seinen Lebensunterhalt durch schriftstellerische Arbeit erwerben, der Boden dafür ist bereitet; er kann auch ein Amt antreten! Ja, sogar aus Sachsen ist ihm ein Antrag gemacht worden! Der Oberhofprediger in Dresden hat in Briefen angefragt, ob Fichte sich nicht seinem Vaterlande schenken wollte! Aber er hat es gar nicht eilig mit der Entscheidung. Nur eines ist notwendig: die Braut zu seiner Gattin zu machen, damit nicht beide um das Glück der besten Jahre betrogen werden!

Sind nicht seit seiner Abreise von Zürich fast drei Jahre vergangen? Drei ruhelose, an Hoffnungen und Enttäuschungen reiche Jahre. Er und Johanna haben sich bewährt in dieser Zeit. Das Harren hat sie erst ganz reif gemacht für das kommende Glück!

Am 5. März 1793 schreibt er der Braut noch von Danzig aus:

„Im Juni oder höchstens Juli bin ich bei Dir: aber nur als Dein Gatte wünsche ich in die Mauern von Zürich zu treten. Wird das möglich seyn? Deine liebevolle Seele setzt meinen Wünschen gewiß kein Hinderniß entgegen; die Umstände kenne ich nicht. Aber ich hoffe, und diese Hoffnung erquickt mich sehr. — — Gott, welche Seligkeit bereitest Du mir Unwürdigen! Habe ich es je innig gefühlt, daß mein Daseyn nicht bestimmt sey, vergebens für die Welt vorüberzugehen, so war es, als ich Deine Briefe las. Was ich in Dir erhalte, habe ich nicht verdient; es kann also nichts Anderes seyn, als eine Stärkung auf die mir noch bestimmten Mühen und Arbeiten. Fließe nur Dein Leben sanft, Holde, Gute!

Du willst durch mich Dich bilden? Was ich Dir allenfalls geben könnte, bedarfst Du nicht; was Du mir geben sollst, bedarf ich sehr. Geuß, Du gute Seele, eine gehaltenere Ruhe in mein stürmendes Herz unter der kalten Stirn, geuß Sanftheit und herzugewinnende Milde in meinen Feuereifer für die Veredlung meines Brudergeschlechts. An Deinem Herzen will ich mich bilden, bis ich nützlicher hervortreten kann.

Ich habe große, glühende Projekte, — nicht für mich. Meinen Ehrgeiz (Stolz wäre richtiger) wirst Du begreifen. — Mein Stolz ist der, meinen Platz in der Menschheit durch Thaten zu bezahlen, an meine Existenz in die Ewigkeit hinaus für die Menschheit, und die ganze Geisterwelt Folgen zu knüpfen: ob ich's tat, braucht keiner zu wissen, wenn es nur geschieht. Was ich in der bürgerlichen Welt seyn werde, weiß ich nicht. Werde ich statt des unmittelbaren Thuns zum Reden verurtheilt, so ist meine Neigung Deinem Wunsche zuvor gekommen, daß es lieber auf der Kanzel, als auf einem Katheder sey. An Aussichten dazu fehlt es mir vor der Hand nicht. Sogar von Sachsen aus thut man mir die vortheilhaftesten Anerbietungen. Nach Hamburg und Lübeck werde ich gehen. In Danzig läßt man mich sehr ungern weg. Alles das für die Zukunft! Ob ich eitel bin, entscheide das, daß ich seit einem halben Jahre manche Anerbietung, die den Eitlen sehr reizen würde, abweise. Ich will für jetzt nichts seyn, als Sichte, auch nicht Magister bin ich.

Ich werde vielleicht nach einigen Jahren ein Amt wünschen. Ich hoffe, es wird mir nicht entgehen. Bis dahin kann ich durch meine Feder haben, was ich haben muß. Wenigstens hat es mir bis jetzt, bei meinen vielen Reisen und Aufopferungen für Andere nicht gefehlt."

Er reist über Leipzig, Gotha, Frankfurt, Stuttgart, Tübingen, Schaffhausen. Manche Strecke legt er in der Postkutsche zurück, manche Strecke wandert er. In allen größeren Städten trifft er Freunde und Verehrer. Bald werden ihm die Ehrenbezeugungen zuwider. Sie halten ihn ja auf dem Wege zu seiner Braut nur auf. Wo er Rast macht, nutzt er die freien Stunden, um in Briefen an

Johanna das künftige Leben auszumalen. Er will arbeiten nach Kräften, aber er will das höchste Gut, die Gesundheit, wahren, und da soll die Gattin ihm Aufseherin sein. „Keine Langeweile, keine schale Gesellschaft, keine Beschäftigung, die meinen Geist nicht ausfüllt! Das Alles ist mir Gift. Dagegen strenge, mich angreifende Arbeit, und nach der Arbeit wieder lebhaftere Zerstreuung, starke Fußreisen.“ Es macht ihm Freude, sich den Tag an der Seite der Gattin auszudenken. Die Trauung soll nicht in Zürich stattfinden, er fürchtet die Gaffer. Darum schlägt er Winterthur oder Egislau vor, wo er Gasthäuser mit passenden Räumen für die Hochzeitsfeier kennt. Lavater oder Hottinger soll die Trauredede halten.

Es wäre zum ersten Male, wenn sich seinem Plane kein Hindernis in den Weg stellte; und so gibt es denn auch für seine Verbindung noch Schwierigkeiten. Er ist ja Ausländer! Ehe die Schwierigkeiten beseitigt sind, vergeht noch ein Vierteljahr. Endlich, am 22. Oktober 1793, wird die Hochzeit gefeiert. Die milde Sonne eines schönen Herbsttages leuchtet, die Bäume in den Gärten haben ein buntes Kleid angetan. Die Heiterkeit, die Erde und Himmel zeigen, erfüllt auch die Herzen der Menschen, die in dem Städtchen Baden zur Kirche schreiten. Selbst der alte Waagmeister hat frohen Glanz in den Augen. Seine Tochter hat ihn liebevoll gepflegt, in der Wärme ihres treuen Wesens ist er gesundet, und er weiß, daß er ihr Herz auch nun nicht ganz verlieren wird, wenn sie sich dem Gatten verbindet. Ein Jugendfreund der Braut, der Leutpriester Schultheß, spricht schlicht über das Wort: „Der gute Mensch bringt aus dem guten Schatze seines Herzens hervor das Gute.“ So beschließt dieser Tag freundlich eine vierjährige Wartezeit und wird zum frohen Morgen eines neuen Lebens.

Lavater hat das ihm liebe Menschenpaar zwar nicht getraut, aber er schickt ihm einen herzlichen und würdigen Glückwunsch:

Kraft und Demuth vereint wirkt nie vergängliche Freuden,

Lieb' im Bunde mit Licht erzeugt unsterbliche Kinder:

Freue der Wahrheit dich, so oft dies Blättchen du anblickst!

Diesen Spruch beglückender Weisheit nimmt das Paar auf die

Hochzeitsreise. Sie führt nach Bern und in die französische Schweiz. In Bern wird Fichte von Immanuel Jth, dem dortigen Professor der Philosophie, als „Glaubensgenosse in Kant“ warmherzig begrüßt. Durch ihn gewinnt er noch einen Freund: den Dichter Baggesen. Der ist Däne und weilt bei seinen Schwiegereltern in Bern. Von da will er mit seinem Begleiter Fernow über Zürich und Wien nach Italien reisen.

So treffen die drei sich schon nach kurzer Zeit wieder. Als Fichte ins Haus des Waagmeisters zurückgekehrt ist, noch der Erinnerung an die schönen Tage im Herbst der französischen Schweiz hingegeben, da treffen Baggesen und Fernow in Zürich ein. Fernow, der nur ein Jahr jünger ist als Fichte und ihm auch nahesteht in der Begeisterung für Kant, kommt schon als Freund. Es sind so schöne Stunden, die die drei Männer — abends ist oft auch Lavater dabei — in Gesprächen über das Wahre, Gute und Schöne verleben, daß Fichte sich noch nicht von den Freunden trennen mag, als sie abreisen müssen. Er will wenigstens noch einige Stunden in ihrer Gesellschaft sein. Darum macht er ihnen den Vorschlag, mit ihm am Zürcher See hinunterzuwandern nach Richterswyl und den Verfasser von „Lienhard und Gertrud“, Heinrich Pestalozzi, zu besuchen. Sie kennen beide das Buch und haben ihre Freude gehabt an diesem gesunden, naturhaften und an Schönheiten reichen Gebilde. Sie wissen von Pestalozzis mißlungenen Unternehmungen, dem armen Volke praktisch zu helfen. Natürlich wollen sie ihn sehen, den sonderbaren Mann!

Auf dem linken Seeufer wandern sie etwa zwei Stunden weit. Es ist zwar Anfang Dezember, aber die Landschaft hat ihr freundliches Lächeln nicht verloren. Weiß strahlen alle Rücken und Gipfel. Nach der Überfahrt erreichen die drei bald das große Dorf Richterswyl und finden das Haus, das Pestalozzi für den abwesenden Besitzer, seinen Neffen, den Winter hindurch hüten soll.

Eine Magd läßt sie ein. Sie führt die Fremden hinunter an das Seeufer, wo Pestalozzi sich an einem sonnigen Platze niedergelassen hat und seinen Plänen nachsinnt.

Sie dürfen sich nicht entschuldigen, daß sie stören. Er ist sogar froh über ihren Besuch. Das sind doch Männer, mit denen er Gedanken austauschen kann über das, was ihn bewegt. Johann Gottlieb Fichte, der Sohn einer verstorbenen lieben Freundin seiner Frau, ist ihm vertraut. Ihm schüttelt er dankbar die Hand.

Sie gehen ins Haus, und da sind sie schon in ernstesten Gesprächen.

Pestalozzi zählt noch nicht fünfzig Jahre. Aber die vielen Sorgen und der Gram über die Fehlschläge haben ihm so tiefe Furchen ins blatternarbige Gesicht gegraben, daß er viel älter aussieht. Wenn er ins Feuer gerät, glühen seine schwarzen Augen. Das mächtige Gefühl eines noch jugendlichen Herzens spricht aus ihm. Die Gäste werden hingerissen von seinen Ideen. Die stammen aus Rousseauschem Geiste, Jean Jaques Rousseau ist ja der Heilige seiner Schwärmerzeit gewesen! Aber die Ideen haben im Boden dieser eigenartigen Persönlichkeit sich ganz anders entwickelt. Das Ereignis der Französischen Revolution hat klärend gewirkt, hat das Gewissen geschärft, den Denker erzogen. Das fühlen die Gäste gar deutlich. Fichten ist es, als redete sein eigenes Ich aus dem leidenschaftlichen schwarzen Manne, der immer nur sinnt, wie er dem Volke helfen kann, und sich durch das Scheitern seiner Pläne nicht beirren läßt!

Und besonders Pestalozzis Anteilnahme an der Freiheitsbewegung versteht Fichte! Hat er nicht ebenso daran geglaubt, daß die Revolution die Menschenrechte verwirklichen werde? Er, der im Vaterlande zu unrecht übersehen worden ist und die Macht der strenggläubigen Kirche an sich selbst erfahren hat? Der in verschiedenen Gegenden erlebt hat, wie der Adel seine Vorrechte nur benutzt, um das Volk daniederzuhalten? Wie alle guten, ernsthaft die Dinge betrachtenden Köpfe steht er zu denen, die Freiheit bringen wollen. Aber Freiheit ist ihm nicht nur ein Recht, es ist auch Verpflichtung. Das hat er erkannt und ist schon abgerückt von den französischen Helden, die die Bewegung zum Zerstörungswerke ausarten ließen! Pestalozzi will nun auf seine Weise wahrhaft soziale Forderungen verwirklichen, das Volk erziehen, daß es innerlich frei wird. Da stimmen die Gäste ihm begeistert zu. Und der Weg, den er beschritten

wissen will, die Menschheitserziehung nach dem Gange der Entwicklung in der Natur zu richten, erscheint ihnen gut und notwendig.

So sind die vier Männer ganz eines Sinnes. Nicht nur für Pestalozzi, der den lebhaftesten Widerhall mit seinen Ideen findet, auch für seine Gäste gehen die Stunden viel zu rasch dahin.

Baggesen und Fernow müssen ihre Reise fortsetzen. Fichte bleibt noch bei Pestalozzi. Sie sitzen in der Stube bis in die Nacht, sie gehen im Garten und am Seeufer auf und ab und entwickeln die Gedanken der Menschheitserziehung, bestätigen einander, ermutigen einander. Als sie sich endlich trennen, tun sie es als Bundesgenossen. Es sind ein paar kostbare Tage gewesen. Pestalozzi, der auch unten am schönen Zürcher See die Traurigkeit, die er vom Neuhof als schwere Last mitgebracht, noch lange nicht verloren hätte, ist aufgelebt, hat neuen Mut und fühlt die Kraft zu neuem Werke.

So kehrt auch Fichte heim zu seiner jungen Frau. Er geht eifrig an die Arbeit, verfaßt zwei Schriften, in denen er Stellung nimmt zu den Fragen, die die Zeit bewegen, und legt beim weiteren Studium der Kantischen Philosophie und in lebhaftem Briefwechsel mit Freunden den Grund zu seiner eigenen Wissenschaftslehre. Einen dieser Freunde hat er erst durch den dänischen Dichter Baggesen gewonnen, es ist der Jenaer Professor Reinhold. Die gründlichen brieflichen Auseinandersetzungen mit ihm, der zwar auch Kantianer, aber von anderer Temperamentsanlage ist, helfen Fichten die eigenen Gedankengänge klären.

Dazu bietet ihm auch der alte Freund Lavater Gelegenheit. Er bittet Fichten, die kritische Philosophie den Züricher Gelehrten vorzutragen. Die Niederschrift für diese Vorträge ist die wertvollste Frucht dieses Winters, sie bildet den ersten Teil seiner „Wissenschaftslehre“. Der Erfolg bei der Züricher Zuhörerschaft ist überraschend und feuert ihn zum weiteren rüstigen Schaffen an. Er verlangt jetzt nach keiner Veränderung. Nachdem er den Grund gelegt hat zum Gebäude seiner Philosophie, will er das in Ruhe ausbauen.

Da hält er eines Tages einen Brief in Händen, der ihn überrascht und erfreut: der Professor der Rechtswissenschaft Hufeland in Jena

bittet ihn, die durch Berufung Reinholds nach Kiel frei werdende Professur an der Jenaer Universität zu übernehmen. Ehe er noch zu einem Entschlusse gekommen ist, in welchem Sinne er antworten soll, kommt auch schon der förmliche Antrag von der Weimarer Regierung. Aus Briefen von Freunden erfährt er, daß ihn alle bedeutenden Persönlichkeiten in Jena und Weimar, unter ihnen Goethe und Wieland, auf den frei werdenden Lehrstuhl wünschen. Auch die Studenten sind schon voller Erwartung. Da gerät er doch in Zweifel: Wird er den hohen Anforderungen des Amtes genügen? Er hat doch noch kein durchgeführtes System. Diese Bedenken werden aber zerstreut: er braucht zu Anfang ja nur wenige Vorlesungen zu halten, damit ihm Zeit zu ruhiger Ausarbeitung seiner Lehre bleibe. Da sagt er denn zu, und er kündigt zugleich zwei Lehrbücher für seine Vorlesungen an. Mit ganzer Kraft will er sich an die neue, ehrenvolle Aufgabe machen, um den mit der ersten Schrift zu leicht erworbenen Ruhm und den ihm zugestandenen Platz sich nachträglich zu verdienen.

8.

Im Frühling 1794 reist Johann Gottlieb Fichte nach Jena. Die Gattin und ihr Vater wollen im Sommer nachfolgen.

Wie immer, gibt er seiner Wanderlust nach, nimmt einen großen Umweg, um Landschaft und Menschen zu studieren und Freunde zu besuchen. In Tübingen kehrt er beim Hofrat Schiller ein, seinem künftigen Kollegen, der ihm sehr zugetan ist. Sie freuen sich beide auf den innigen persönlichen Verkehr, den ihnen ihr Beruf und das Wohnen in ein und derselben kleinen Stadt möglich machen wird. Müssen sie nicht Freunde sein, müssen sie sich nicht mit dem Herzen verstehen, sie, die mit gleicher Leidenschaftlichkeit ihre ideale Gesinnung gegen widrige Mächte verteidigt haben, die beide nur einen Reichtum in die Welt gebracht haben und sich bewahren: ein auf das Höchste gerichtetes Wollen? Auch Schillers Gattin freut sich, daß sie in Jena diesen Verkehr haben werden.

Fichte reist über Mannheim nach Mainz und Frankfurt. Und das ist ein lohnender Umweg! Er ist ja nicht einer, der ins Leere spekuli-

liert, sondern will dem Leben dienen; und die Welthändler können ihm nicht gleichgültig sein. Von ihnen nimmt er auf dieser Strecke einiges wahr. In einem pfälzischen Städtchen, wo preußische und österreichische Truppen liegen, sind sich eben Preußen und Franzosen in die Haare geraten. Die Bevölkerung der Gegend haßt die Preußen, und in Mainz und Frankfurt wünscht sie sogar die Franzosen, die das Land verwüstet haben, zurück! Das ist ihm eine unbegreifliche Sorglosigkeit! Es fehlt dem Volke die natürliche Selbstachtung, die politische Einsicht. Da geht ihm schon die Pflicht auf, sein Volk zu Deutschbewußtsein und Vaterlandsliebe erziehen zu helfen. Seine Gedanken über Menschheitserziehung werden durch diese Erfahrungen bestimmter.

Am 18. Mai spät abends erreicht er Jena. Die ersten Tage gehen hin mit Besuchemachen und -empfangen. Er wird überall freundlich aufgenommen. Bei vielen würdigen Männern hat er das deutliche Gefühl, daß sie nach seinem Umgange streben, selbst ein Professor Schmidt, mit dem er noch von Zürich aus eine kleine Fehde ausgefochten hat, begegnet ihm mit Achtung. Ein herzliches Verhältnis entsteht gleich beim ersten Besuche zu Wieland. Der ist ja damals in der Schweiz gewesen und hat mit Bodmer, Klopstock, Rahn das Fest der idealistischen Freundschaft erlebt. Er besinnt sich gleich auf Rahn und schätzt nun Fichte als den Schwiegersohn eines Jugendbekannten. Auch Goethe schenkt ihm seine Zuneigung; er hat Freude an dem natürlichen und heiteren Wesen des jungen sächsischen Gelehrten. Und in Schillers Haus tritt er schon wie ein alter Freund. Die Hofrätin wünscht nur, daß Frau Professor Fichte bald nachkommt; denn die beiden werden sich miteinander ebensogut verstehen wie ihre Männer. Gern gibt Fichte die Grüße der Frau Hofrat und ihre Freundschaftsversicherung an Johanna weiter.

Unterdes hält er die ersten Vorlesungen, eine Privatvorlesung morgens von sechs bis sieben Uhr, eine öffentliche abends von sechs bis sieben Uhr. Für die Privatvorlesung haben sich nur wenige Studenten eingezeichnet, weil Fichte spät kam, als die meisten schon ihre Stunden besetzt hatten.

Seine erste öffentliche Vorlesung aber ist ein Ereignis. Obgleich er das größte Auditorium in Jena erhalten hat, finden die Zuhörer nicht Platz. Sie füllen auch den ganzen Hausflur, stehen auf Tischen und Bänken und auch draußen im Hofe. Mit Begeisterung folgen sie seiner Rede. Sie spüren sofort: Hier steht nicht einer wie Reinhold, der in anmutiger, liebenswürdiger Form, einer alten und sanften Majestät gleich, seine Gedanken vorträgt, sondern ein Mann mit ursprünglicher Kraft. Da gibt es kein zaghaftes Steuern zwischen den widerstreitenden Ideen und zwischen vielen Wenn und Aber: hier will einer herzhast aufs Ganze gehen. Die Worte sind manchmal ungefüge und schwer, aber bestimmt, klar, fest, und es ist Feuer in ihnen. Diese Rede ist Ausdruck eines männlichen Ringens. Sie ist noch selber ein Ringen. Sie fließt nicht glatt dahin, sondern es wühlt in ihr die Unruhe des Suchenden. Und gerade das packt die jungen Menschen, das reißt sie hin. Sie fühlen, daß der Mann ihnen nahesteht und ihnen mehr als nur vortragender Professor sein kann und will.

Auch auf Fichtes Kollegen wirkt seine kraftvolle und entschiedene Art so stark, daß die Anregung ausgesprochen wird, ein Privatissimum bei ihm zu hören.

Unter den Studenten sind manche, die ihn als Verkündiger der allgemeinen Menschenrechte im Sinne der französischen Freiheitsbewegung begrüßt haben und die nun eigentlich enttäuscht sein müßten, da ihm Schwärmerei ganz ferne liegt. Aber auch diese bleiben ihm treu. Weiterhin reicht der größte Vortragsaal nicht aus, um die Menschen zu fassen. Die Zahl derer, die die Privatvorlesung am Morgen hören, wächst auch an.

Nun darf er hoffen, daß er neben dem Jahresgehalt von zweihundert Talern genügende Einkünfte haben wird, um anständig leben zu können. Es eröffnet sich ihm gleich noch eine andere Aussicht auf Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse: ein Verleger will die erfolgreichen Vorlesungen gegen gute Entschädigung zur Buchausgabe erwerben.

Da erinnert sich Fichte gleich seines Lieblingsbruders, der noch

immer am Webstuhle sitzt und auf den Hausierhandel geht. Endlich kann er ihm helfen! Gotthelf ist kein schlechter Kopf. Er wird sich in Meissen die nötigen Kenntnisse aneignen und dann noch die Universität beziehen können. Die Kosten des Schulbesuchs übernimmt der wohlbestallte Professor.

So wird es. Und auch dies macht Johann Gottlieb Fichte froh. Es ist die erste Wohltat, die er seiner Familie erweisen kann.

Wie glücklich er seine Laufbahn eröffnet hat, das wird ihm durch eine besondere Auszeichnung bewiesen. Eines Tages kommt der Herzog von Weimar nach Jena. Die neuen Professoren wollen ihm ihre Aufwartung machen. Aber nur Fichte wird angenommen. Der Herzog unterhält sich lange mit ihm und sucht auch nachher bei der Tafel immer wieder den Zirkel auf, wo Fichte sich befindet. Wichtiger als dieser Ausdruck der Hochschätzung ist für Fichte die Versicherung, daß er ganz nach seiner Überzeugung lehren solle und gegen jede Beeinträchtigung kräftig geschützt werde.

„O was bin ich für ein glücklicher Mensch! Eine solche Lage von Außen, und so ein Weib zur Befriedigung und Ausfüllung des Herzens von Innen!“ ruft er in einem Briefe an Johanna aus.

Aber es ist Johann Gottlieb Fichte kein dauerndes und vollkommenes Glück beschieden. Während er an der besuchtesten Universität Deutschlands mit tiefstem Verantwortungsbewußtsein die Jugend zu scharfem Denken und strenger Sittlichkeit bildet, während er im innigen Verkehr mit Goethe, Schiller — an dessen „Horen“ er mitarbeitet —, Wilhelm von Humboldt, Reinhold, Schelling, Gebrüder Schlegel, Novalis und anderen Großen an der Hebung der deutschen Geisteskultur mitwirkt, bereiten heimliche Feinde bössartige Angriffe gegen ihn vor und reißen ihn aus der ruhigen Arbeit in aufregende Kämpfe.

Er hat sich von Anfang an nicht nur als Lehrer betrachtet, sondern noch viel mehr als Erzieher. So sieht er es auch als seine Pflicht an, die üblen Sitten unter der studentischen Jugend auszurotten. In den Ordensverbindungen und Landsmannschaften hat er die Herde der Verderbnis entdeckt, und die will er beseitigen. Es gilt, die Jugend

dafür vorzubereiten, ihr Vertrauen zu gewinnen, ihr Ehrgefühl zu stärken. Dies will Fichte durch Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten erreichen, die er schon im ersten Halbjahr angesetzt hat. Wenn der Gelehrte Führer der Menschheit sein will, muß er sich selbst veredeln und neben dem wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Talente seine sittliche Persönlichkeit entwickeln. Das legt er den Jünglingen eindringlich dar und gewinnt ihren lebhaften Beifall. Planvoll will er im nächsten Winter weiterarbeiten, die Vorlesungen sollen zur Gründung einer Gesellschaft zur Förderung der Moralität unter den Studierenden führen. Damit nun alle Studierenden die Vorlesungen anhören können, legt er sie auf den Sonntagvormittag. Er weiß, daß Gellert in Leipzig die moralischen Vorträge auch am Sonntag gehalten hat und daß in Jena physikalische Gesellschaften ebenfalls ihre Veranstaltungen auf den Sonntag angesetzt haben. Trotzdem vergewissert er sich bei einem der ältesten und angesehensten Mitglieder der Universität, ob er mit der Abhaltung der Vorträge am Sonntagvormittag gegen ein Gesetz verstoße. Die Antwort lautet: Es kann nichts Gesetzwidriges dabei sein, wenn er die Vorlesungen nicht auf die Stunde des öffentlichen Gottesdienstes verlege. So wählt Fichte endlich die Stunde von elf bis zwölf Uhr, die Zeit zwischen dem öffentlichen und dem akademischen Gottesdienste, und er braucht keinen Vorwurf zu befürchten.

Und doch kommt der Vorwurf. Das Konsistorium in Jena beschuldigt ihn, die gottesdienstliche Verfassung untergraben zu wollen! Das Oberkonsistorium schließt sich dieser Verdächtigung an. Die Zeitschrift *Eudämonia*, das Skandalblatt der Zeit, nutzt den Fall aus und schreibt, „daß die Weltverwirrer durch den Professor Fichte in Jena auf den öffentlichen Gottesdienst der Christen einen förmlichen Angriff thun, und ihn durch Aufrichtung eines Vernunftgötzendienstes zu stören sich erfrecht hätten“. Da regen sich noch andere Feinde: ein Schriftsteller unterschreibt Fichten die Worte, in einigen Jahren werde er mit seiner Lehre die christliche Religion verdrängt haben! Gegen solch bössartige Verdächtigungen muß Fichte sich wehren, er verfaßt eine ausführliche und energische Verteidigungsschrift und sagt nach

Darlegung des Vorganges: „Seitdem ich mich entschlossen habe, meine Vernunft selbst zu brauchen, und nach allen Richtungen hin, die der menschliche Geist nehmen kann, frei zu untersuchen, seitdem habe ich es mir auch zur unverbrüchlichen Maxime meines ganzen Lebens gemacht, an meinem Beispiele zu zeigen, daß Freiheit des Geistes mit Regelmäßigkeit im bürgerlichen Leben sich sehr wohl vertrage. Ich setze im bürgerlichen Leben meinen Stolz darauf, den Gesetzen zu gehorchen, und den Gehorsam gegen dieselben zu zeigen, und halte, so weit mein Wirkungskreis reicht, selbst streng über Ordnung und Gesetz.“

Die oberste Behörde erklärt im Entscheidungsdekret: „Uns ist es, nach denen von Euch gedachtem Professor Fichte, beigelegten günstigen Zeugnissen angenehm gewesen, daß derselbe sich zeither von einer solchen Seite gezeigt hat, daß er von dem ihm ohne allen Grund beigemessenen Verdacht billig freigesprochen werden muß.“

Fichte stellt die Vorlesungen ein. Da gibt es schon eine neue Unruhe.

In Vortrag und Aussprache ist es ihm gelungen, die Studenten zu überzeugen, daß nur die Aufhebung der Ordensverbindungen den Geist der Universität zu bessern vermöge. So erscheinen Abgeordnete der „Schwarzen Brüder“, „Konstantisten“ und „Unitisten“ bei ihm und erklären feierlich, die Verbindungen aufzugeben und ihm die Ordensbücher und Statuten zu überliefern. Sie wollen ihm den Entsagungseid leisten. Fichte freut sich über ihren Entschluß, muß sie aber mit ihrem Ansuchen an den Prorektor verweisen. Dieser rät, die Sache vor die höchste Landesbehörde zu bringen. Fichte bleibt unterhandelnder Vermittler. Er will, daß die Regierung die günstige Stimmung bei der Jugend ausnutzt und eine Kommission nach Jena schickt, um sich den Eid ablegen zu lassen. Man geht darauf ein, verlangt aber die vorläufige Auslieferung der Ordensbücher mit den Statuten und Namensverzeichnissen. Ehe es dazu und zur Absendung der Kommission kommt, treten die „Unitisten“ von den Unterhandlungen zurück; denn sie sind des Glaubens, daß Fichte die Angelegenheit dem Hofe übergeben habe, und sie werfen ihm vor, er habe durch dieses Ränkespiel „bei den Höfen alte Schar-

ten ausweizen" und sich Ansehen verschaffen wollen. Sie verbreiten die übelsten Gerüchte. Dennoch gibt Fichte seine Mitwirkung in der Erledigung der Ordenssache nicht auf, er hat ja noch das Vertrauen der beiden anderen Orden. Er begibt sich in das Zimmer eines ihrer Mitglieder und einigt sich mit einem Ausschusse. Es werden ihm die Ordensbücher und ein Verzeichnis der in Jena anwesenden Mitglieder versiegelt übergeben mit dem Ehrenworte, daß sie echt und vollständig seien. Er verspricht dafür, den Mitgliedern Straffreiheit auszuwirken und es dahin zu bringen, daß die Ordensbücher ohne fernere Untersuchung vernichtet werden. Wenn er die Verzeihung nicht erreicht, so will er alle Papiere versiegelt an die Orden zurückgeben. Es wird ihm bald von der Behörde zugemutet, die Ordensbücher ihr auszuliefern, damit sie die Akten anlegen könne. Er lehnt ein solches Ansinnen auf jede Gefahr und Verantwortlichkeit ab; denn er mag nicht wortbrüchig werden. Seine Treue wird belohnt: als die Kommission eingetroffen ist, erscheinen die „Schwarzen Brüder" und „Konstantisten". Fichte weist sie auf die Heiligkeit des Eides hin und fordert von ihnen das Bekenntnis, daß er sein Versprechen in allen Stücken gehalten hat. Dann überläßt er sie der Kommission, die völlige Verzeihung für das Vergangene ankündigt und den freiwillig gefaßten löblichen Entschluß billigt.

Die „Unitisten" aber ruhen nicht im gehässigen Kampfe gegen den Professor Fichte. In der Neujahrsnacht schlagen die Aufgebrachten ihm die Fenster ein und suchen, unter wütesten Schmähungen, einzubrechen. Fichtes Frau und ihr sechsundsiebzig Jahre alter Vater erleiden einen so heftigen Schreck, daß sie krank und unglücklich das neue Jahr anfangen.

Fichte ist über die Beleidigung und den Andank aufs höchste empört. Er verlangt Untersuchung des Vorfalls. Die wird auch vorgenommen, aber die Schuldigen werden nicht gefunden. Die Herren Kollegen des Geschmähten wundern sich, daß er die Sache so ernst nimmt: dergleichen Skandale kommen bei Studenten nun mal vor und sind jedem andern Professor auch aufgeführt worden. Aberdies,

meinen sie, hat Fichte sich das selber eingebrockt: warum kümmert er sich um die Verbindungen!

Er aber kümmert sich auch weiter darum. In den öffentlichen Vorlesungen spricht er auf ruhigste Weise über die Gefahr, die im Bestehen geheimer Verbindungen liegt. Er geht auf alle Einwände, die ihm von Hörern gemacht werden, ein und ist bereit, sich von der Nützlichkeit der Orden überzeugen zu lassen; er bringt den Studenten das Verständnis entgegen, das er auch von ihnen erwartet. Mit welchem Erfolge? Nach dem dritten Vortrage wird seine Gattin auf offener Straße durch rohe Zurufe beleidigt, und als beide zu Hause sind, hagelt es wieder Steine in die Fenster.

Er setzt auch nun noch die Vorlesungen über Studentenverbindungen fort und empfängt die dritte Quittung. Es sind nun Ferien. In Jena herrscht Ruhe. Da ist niemand auf Tumult gefaßt. Diese Ahnungslosigkeit des Professors benutzen die unversöhnlichen Gegner. Nachts zwei Uhr wird Fichte durch Geräusche vor seinem Hause geweckt. Er geht ans Fenster und ruft: „Zu wem will man? Will man zu mir?“ Betrunkene grölen: „Zu Fichten! Zu Fichten wollen wir!“ — „Gut“, antwortet er, „wer mir etwas zu sagen hat, komme morgen am Tage!“ Damit sind die drei edlen Jünglinge nicht zufrieden. Sie zerschlagen große Mauersteine und suchen das Hoftor zu erbrechen. Als ihnen das nicht gelingt, werfen sie die Mauersteine nach dem Hause. Fichte begibt sich leise ins Nebengebäude, um die Kerls zu beobachten. Da sieht er, wie sie — es sind ihrer nur drei — aus dem nahen Bache Steine holen. Nun knallt und klirrt es. Mit wildem Geschimpf werfen sie zuerst alle erreichbaren Fenster der Fichteschen Wohnung ein, und dann schießen sie auch noch nach den Fenstern des Hauswirts. Der zetert. „Ach, Fichte bezahlt's ja!“ Schreien sie. „Fichte muß ausziehen! Solange du den im Hause hast, bleibt dir keine Scheibe ganz!“

Fichte geht zurück in sein Zimmer. Der alte Vater Rahn ist aus fieberhaftem Schlafe aufgetaumelt. Ein großer Stein liegt neben ihm auf der Diele. Er und Johanna zittern in Angst.

Nun ist das Maß voll. Am nächsten Morgen begibt sich Fichte nach

Weimar und berichtet der Behörde, in welcher roher Weise er und seine Familie belästigt und geschädigt worden sind. Unter diesen Umständen könne er in Jena nicht leben, erklärt er.

Daraufhin erhält er vom Herzog die Erlaubnis, sich auf das Land zurückzuziehen. Der Senat wird gezwungen, den Fall zu untersuchen, und die drei rohen Burschen werden entlassen.

Fichte mietet sich im Schlosse zu Osmannstädt ein. Für ihn kommen stille und fruchtbare Sommermonate. Zunächst schließt er die Ordensangelegenheit ab: er erzählt in einer Denkschrift sorgfältig die Geschehnisse und gibt eine Betrachtung jener dunklen Seite des Universitätslebens. Er kann sie zwar nicht drucken lassen, weil der Hof es nicht wünscht; aber er erreicht doch, daß Persönlichkeiten an höchster Stelle die Rechtfertigung lesen und anerkennen.

Mehr als er es in Jena konnte, pflegt er den Umgang mit Freunden, brieflich mit Lavater, Reinhold, Baggesen, Jacobi, Schumann, persönlich mit Goethe, Schiller, Hölderlin. Kostbar sind ihm die Stunden mit Hölderlin.

In scheuer Ehrfurcht hat der junge Schwabe mit dem edlen Angesicht sich vorgestellt als Predigtamtskandidat und Hofmeister.

„Was ich bis vor kurzem auch war!“ hat Fichte geantwortet, und um den Gast aufzumuntern, hinzugefügt: „Aber darüber hinaus: der Eremit in Griechenland!“

„Ihr wandelt droben im Licht

Auf weichem Boden, selige Genien!“

Wie schön! — Ins idealische Land der Griechen hoff' ich auch einmal noch zu entfliehen, lieber Freund! Aber vorerst hab' ich den Göttern Deutschlands zu dienen! Und muß ich in der Gegenwart Ideale entschlossen verteidigen, die uns vor der völligen geistigen Versumpfung bewahren!“

„Nicht in der Gegenwart und nicht hier kann unsre Sehnsucht ihr Ziel finden: was aus der Ferne leuchtet, weckt sie.“

Seitdem gehen ihre Gespräche in die Tiefe. Hölderlin hat Fichtes Lehre von der Allmacht des Ich gehört, hat sie begriffen und sehnt sich nach der Kraft solcher Anschauung. Schiller, den sie beide be-

wundern und verstehen, ist der vermittelnde Geist. Und einig sind sie auch in der Verehrung Klopstocks, der Fichtes erster Lieblingsdichter und Hölderlins Vorbild ist.

Immer mit Dankworten verabschiedet sich der zarte Dichter, der in seinem Lebensgeföhle gestärkt worden ist; immer wieder scheu, wie um Hilfe bittend, kommt er. Fichte fühlt sich als Arzt. Er will ihn von der Weltfurcht heilen und ihm helfen, im deutschen Boden Wurzel zu fassen. Eine so reine und hohe Begabung darf einer nicht der auszehrenden Heimatlosigkeit überlassen!

Hölderlin will, sobald Fichte wieder liest, weiter sein Hörer sein.

„Recht! Das ist mir lieb! Aber bis dahin hoff' ich, Sie noch manchmal bei mir zu sehen! Wir wollen doch dem Herzog danken für die Mühe, die er mir schenkt!“

Indessen nutzt Fichte diese ländliche Ruhe zur Weiterführung seiner Wissenschaftslehre, schreibt den ersten Teil seiner Rechtslehre und verschiedene Abhandlungen. Die Aufregungen über die beiden Skandale hat er bald überwunden, und ungebeugt schafft er.

Oft sitzt der Professor der Philosophie auch über anderen Arbeiten: er prüft Muster von Bändern und Musterkarten, er schreibt Werbebriefe an Kaufleute, er macht Kostenanschläge und berechnet die Schwankungen des Geldwertes. Da ist er, der als Knabe schon in technische und geschäftliche Dinge der Bandweberei eingeweiht worden ist, der Sachberater der beiden Brüder Gotthelf und Gottlob. Die haben ein eigenes Unternehmen begründet, und Gottlieb hat seinem Lieblingsbruder von dem Beschreiten der Gelehrtenlaufbahn entschieden abgeraten. Wie sollte Gotthelf, dem es an Weltkenntnis und Gewandtheit des Auftretens fehlt, in heißen Kämpfen bestehen, wie sie in Jena auszufechten sind? Er soll in der „Fabrik“ bleiben! Gottlieb legt selber eine Summe in ihr an. In dieser Zeit bewegen ihn stark schon wirtschaftliche Fragen, die Ideen zu seinem Werke „Der geschloßne Handelsstaat“. Den Eltern läßt er regelmäßige Unterstützung zukommen.

Er ist dazu in der Lage; denn er hat gute Ernte aus seiner schriftstellerischen Arbeit. Die Ausbreitung seiner Lehre schreitet fort.

Es schließen sich ihr immer mehr Philosophen von Ruf an. Professor Niethammer und Rektor Forberg bieten ihm eine neue Gelegenheit, seine Lehre durchzusetzen, sie machen ihn zum Mitherausgeber ihres philosophischen Journals. Das ist eine Zeitschrift von Gewicht und Ansehen. Er nimmt den Auftrag gern an.

Die Studentenschaft vergilt ihm sein treues Verhalten in der Ordensangelegenheit mit unverminderter Verehrung. Auch diejenigen, die sich damals durch Gerüchte haben gegen ihn aufbringen lassen, haben unterdes die Wahrheit erfahren und sind eifrige Hörer, als er nun wieder liest. Sie zeigen ihm ihre Verehrung auch, als im September Vater Rahn stirbt. Da begleiten sie den Schwiegervater des Professors Fichte zum Grabe. Sie nehmen auch an der Freude teil, die Fichten durch die Geburt eines Sohnes bereitet wird. Studenten erscheinen vor seinem Hause und bringen ein lautes Lebehoch auf den Vater und auf den Neugeborenen aus. Zum Taufstage aber verleiht der Rektor dem kleinen Immanuel Hermann die Ehrenmatrikel eines Jenaischen Studierenden; denn natürlich soll er einmal seines bedeutenden Vaters würdig sein!

So leuchtet wieder einmal die Sonne über Johann Gottlieb Fichtes Leben, und es kann sich — ein neues Gewitter über ihm zusammenbrauen!

Das bricht aus, als er im Philosophischen Journal eine Abhandlung über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung erscheinen läßt. Er hat diese Arbeit in guter Absicht einer Abhandlung von Forberg vorausgeschickt, die in ihren Gedankengängen Anstoß erregen mußte. Er hat die Wirkung abschwächen wollen, dies aber natürlich nicht geradeheraus ausgesprochen, so daß die Absicht von mancher Seite nicht erkannt worden ist.

Auch in der wissenschaftlichen Behandlung der religiösen Frage verleugnet Fichte seine tiefe Frömmigkeit nicht. Wie könnte er's, da er so oft die gütige Macht der Vorsehung an sich erfahren hat? Aber er ist kein kindlich naiver Mensch, er ist erst recht kein strenger Bekenntnisgläubiger. Gott ist Geist, nicht eine Persönlichkeit mit menschlicher Beschränktheit und Endlichkeit. „Es ist daher ein Miß-

verständnis, zu sagen: es sey zweifelhaft, ob ein Gott sey oder nicht. Es ist gar nicht zweifelhaft, sondern das Gewisseste, was es giebt, ja der Grund aller andern Gewißheit, das einzige absolut gültige Objektive, daß es eine moralische Weltordnung giebt, daß jedem vernünftigen Individuum seine bestimmte Stelle in dieser Ordnung angewiesen, und auf seine Arbeit gerechnet ist; daß jedes seiner Schicksale, in wiefern es nicht etwa durch sein eigenes Betragen verursacht ist, Resultat ist von diesem Plane, daß ohne ihn kein Haar fällt von seinem Haupte, und in seiner Wirkungsphäre kein Sperling vom Dache; daß jede wahrhaft gute Handlung gelingt, jede böse sicher mißlingt, und daß denen, die nur das Gute recht lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen." Und er läßt seine Gedankenfolge ausklingen in die Dichterworte:

„... Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür. Gefühl ist alles,
Name ist Schall und Rauch,
Amnebelnd Himmelsglut."

Und: „Ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wankt;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke;
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist."

Diese „wahre Religion des freudigen Rechtthuns" steht in keinem Widerspruche zur reinen christlichen Religiosität, und Fichte kann sich auf sein eigenes Leben berufen, das wohl nirgends an den Wandel eines Gottlosen auch nur erinnert! Und was geschieht? Ein heimlicher Feind veröffentlicht ohne Namensnennung ein „Schreiben eines Vaters an seinen Sohn über den Fichteschen und Forbergischen Atheismus". Man verbreitet das Gerücht, daß diese Schmähschrift von dem berühmten Theologen Gabler in Altdorf herrühre. Dieser wehrt sich in einem öffentlichen Protest gegen die Verleumdung, und

er warnt davor, denkende Männer an der offenen und freien Darlegung ihres Urteils zu hindern, „denn dies wäre ein wahrer Verlust für die Wahrheit, die nur durch Untersuchungsfreiheit gedeihen kann“. Aber weiterhin wird die Öffentlichkeit planmäßig bearbeitet, Fichte sei wie Forberg Gottesleugner. Ein paar angesehene Männer haben gewettet, binnen einem Jahr werde Fichte Exulant sein, diesmal werde er bestimmt abgesetzt. Leute, die mit dem Ausgange der vorherigen beiden Fehden nicht haben zufrieden sein können, wollen den Verhassten nun endlich zu Fall bringen!

Das Oberkonsistorium in Dresden wird aufmerksam gemacht. Die Kursächsische Regierung verfügt Einziehung der angeschuldigten Aufsätze und fordert vom Erhalter der Universität Jena nachdrücklichste Bestrafung der Professoren Fichte und Forberg wegen „größten Atheismus, der nicht nur mit der christlichen, sondern selbst mit der natürlichen Religion in offenbarem Widerstreit sey“. Diese Aufforderung zum Verbot der anstößigen Schriften ergeht auch an andere Höfe. Preußen lehnt sie ab, es will den Fall durch das eigene Oberkonsistorium untersuchen lassen.

Sogar in jeder deutschen Zeitung ist es zu lesen, daß Fichte die Religion angegriffen habe! Wenn er sich vorstellt, daß seinem Vater in Rammenau eine Zeitung ins Haus gebracht wird, daß die guten Eltern und Geschwister von ihm als Gottesleugner lesen, daß sie ihn öffentlich gebrandmarkt sehen, da wallt ihm das Blut zu Häupten! All die biedereren Menschen, die ihm nahestehen, alle Freunde, die er sich erworben, sollen irregemacht werden? Niedertracht! Der muß er begegnen!

Die Gefahr vom Weimarer Hof aus ist nicht so groß. Unter der Hand ist ihm schon zu wissen getan worden, daß der Geheime Rat ihm wohlwollend gesinnt sei und die Sache in einer ihn möglichst schonenden Weise beilegen wolle. Aber Johann Gottlieb Fichte sieht sich in aller Öffentlichkeit beleidigt und will sich auch in aller Öffentlichkeit rechtfertigen. Also setzt er sich hin und schreibt eine „Appellation an das Publikum gegen die Anklage des Atheismus: eine Schrift, die man zu lesen bittet, ehe man sie confiscirt“. Und

da geht er denn nicht gerade zärtlich um mit seinen Widersachern. Er kennt sie schon und weiß, daß es gar nicht die Sorge um den christlichen Glauben ist, die sie antreibt, sondern die Meinung über seinen Demokratismus. Er sagt ihnen das rundheraus. Und da er ein gutes Gewissen hat, da er ein deutsches Gewissen hat, so soll ihm einer kommen und ihn verwelscht, vaterlandslos schelten, dem will er's beweisen! Er begegne mir nicht! denkt er wieder und lodert vor Zorn.

Diese Appellation schickt er auch an den Herzog von Weimar. Natürlich verstimmt er ihn und den Geheimen Rat und ganz Weimar. Dieser robuste Ton ist nichts für sie! Und wie sollen sie nun den Fall noch still als unbedeutende Angelegenheit behandeln, wenn dieser Hartkopf lospoltert und die Sache aufbauscht? Die Freunde Goethe und Schiller schütteln die Köpfe.

Von Schiller erhält Fichte einen Brief, der die Meinung und die Stimmung des Weimarer Hofes verrät. „Es ist gar keine Frage, daß Sie sich von der Beschuldigung des Atheismus vor jedem verständigen Menschen gereinigt haben, und auch dem unverständigen Unphilosophen wird vermuthlich der Mund dadurch gestopft seyn. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß der Eingang ruhiger abgefaßt wäre, ja daß Sie dem ganzen Vorgange die Wichtigkeit und Konsequenz für Ihre persönliche Sicherheit nicht eingeräumt hätten. Denn so wie hiesige Regierung denkt, war nicht das Geringste dieser Art zu befahren. Ich habe in diesen Tagen Gelegenheit gehabt, mit Jedem, der in dieser Sache eine Stimme hat, darüber zu sprechen, und auch mit dem Herzoge selbst habe ich es mehrere Male gethan. Dieser erklärte ganz rund, daß man Ihrer Freiheit im Schreiben keinen Eintrag thun würde und könne, wenn man auch gewisse Dinge nicht auf dem Ratheder gesagt wünsche. Doch ist dies Letzte nur seine Privatmeinung, und seine Räthe würden auch nicht einmal diese Einschränkung machen. Bei solchen Gesinnungen mußte es nicht den besten Eindruck auf diese Letztern machen, daß Sie so viel Verfolgung befahren...“

Ach, ihr Aestheten! denkt Fichte. Jetzt geht's aufs Ganze! Was

liegt mir an einer gelinden und geheimen Beilegung? Und soll ich wie ein armer Sünder um Vergebung winseln? Das tut Johann Gottlieb Fichte nicht, merkt euch das! Hier geht es um die Wahrheit und um meine Ehre, und ich verlange ein eindeutiges, klares öffentliches Urtheil!

Er verfaßt eine Verantwortungsschrift. Man soll ihn entweder von der Anklage freisprechen oder als Irrlehrer seines Amtes entsetzen. Das ist der Schluß. Und der bringt die Regierung nur in noch größere Verlegenheit. Was sie tun will, erfährt Fichte. Er und Forberg sollen einen Verweis wegen ihrer Anvorsichtigkeit erhalten, und die Sache soll abgetan sein. Das ist seiner Denkart zuwider. Er schreibt an den Geheimrat persönlich, ein Verweis sei seiner Ehre nachtheilig, wenn er erfolge, sehe er sich gezwungen, den Abschied zu nehmen. Er fügt hinzu, daß einige ihm gleichgesinnte Kollegen ihm folgen würden.

Damit hat er die Entscheidung allerdings beschleunigt. Es wird ihm die Entschließung der Regierung zugesandt: da ihm der Verweis zuerkannt werden müsse, sei sein Gesuch um Entlassung angenommen worden! Man hat also mit einem Aufatmen den persönlichen Brief als offizielle Erklärung zu den Akten genommen, die Androhung des Entlassungsgesuches als das Gesuch selbst betrachtet und ist ihn, den wahrlich unbequemen Professor, endlich los! Auch Goethe hat dieser Erledigung des Falles zugestimmt. Er ist nach wie vor von der Großheit dieses Philosophen überzeugt, aber der endlosen Widerwärtigkeiten müde.

Diesen Ausgang hat nur der Mißbrauch eines persönlichen Schreibens durch einen Beamten herbeigeführt. Ein preußischer Staatsmann, der Minister Dohm, spricht unverhohlen diese Meinung in Jena aus, aber jetzt schweigt Fichte; denn sein Ehrgefühl gestattet es ihm nicht, eine Rücknahme der Entlassung anzustreben.

Johann Gottlieb Fichte ist seines Amtes ledig. Er ist auch heimatlos, obgleich er seit zwei Jahren ein eigenes Haus bewohnt. In Jena kann er als Privatmann nicht leben: die Studenten bezeigen ihm ihre Anhänglichkeit, und es würden neue Unruhen entstehen.

Der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt, der ihm wohlgesinnt ist, würde ihn aufnehmen, ist aber durch einen Schritt der Weimarischen Regierung gehindert, es zu tun. Wie in Acht und Bann, kann er nirgends eine sichere Unterkunft finden; denn sobald eine geistliche oder weltliche Behörde die Befürchtung einer Unruhe ausspricht, wird er auf die Wanderung geschickt!

Während er mit Gattin und Kind wartet, bis seine Regierung ihm das Weggehen gebieten wird, macht er Pläne, wohin er sich wenden will. Er muß einen nach dem andern verwerfen! In dieser Lage, die ihn vollends verbittern und niederdrücken muß, weist ihm der preußische Minister Dohm den Ausweg: den Weg nach Berlin. Nachdem er einflußreiche Persönlichkeiten vorbereitet hat, läßt er durch einen gemeinsamen Freund Fichte auffordern, eilig und unauffällig nach Berlin zu gehen.

Die Familie muß zunächst noch zurückbleiben. Fichte begibt sich auf eine Erholungsreise. Diese Auskunft befriedigt jeden, der sich teilnahmsvoll erkundigt. Wer sähe nicht ein, daß der so vielfachen Verfolgungen Ausgesetzte eine Erholung nötig hat!

9.

Am 3. Juli 1799, abends zehn Uhr, fährt er in Berlin ein. Er nennt der Torwache seinen Namen. Aber der Name eines als gefährlichen Gottesleugner und Demokraten Verschrienen ist allen Behörden bekannt. So erfährt Fichte am nächsten Tage, daß am Morgen bereits im Staatsrate über seine Ankunft Vortrag gehalten und beschlossen worden ist, ihn sehr genau zu beobachten. Das regt ihn nicht auf. Er erschrickt am folgenden Morgen auch nicht, als der Polizeiinspektor bei ihm erscheint. Der höfliche Mann entschuldigt sich förmlich: es sei seine Pflicht, dem Herrn Professor einen Besuch zu machen und sich zu erkundigen, ob er in Geschäften oder zum Vergnügen hier sei. Da Fichte ja doch keine Geschäfte anzugeben wüßte, so wählt er das „Vergnügen“. Er fügt gleich selbst hinzu, daß er noch nicht wisse, wie lange er sich hier aufhalten werde. Der Polizeiinspektor dankt und verläßt ihn.

Es ist der einzige Besuch dieser Art geblieben, Fichte kann sich ungehindert bewegen. Die romantischen Dichter Ludwig Tieck und Friedrich Schlegel haben in seiner Philosophie eine Stützung ihrer Kunst gefunden und sind ihm gute Freunde. Mit Schleiermacher pflegt er Gedankenaustausch, der freilich die beiden Männer nicht zusammen-, sondern auseinanderführt. In eifrigem Briefverkehr steht er zu den Getreuen in Jena und anderen Orten.

Zu den getreuen Jenensern gehören die Studenten. Sie haben die Mittel zusammengebracht, um zur Erinnerung an den verehrten Professor Fichte eine Medaille schaffen zu lassen. Das freut ihn. Weniger Vergnügen aber bereiten ihm die „Sitzungen“. Er wird von einem Berliner Künstler, der mit „Gierigkeit“ die Ausführung erstrebt, so bearbeitet, daß es ihm zuwider ist. Da sieht er sich nach einem anderen Medailleur um. Schließlich erhält Schadow den Auftrag. Mit ihm ist Fichte zufrieden. Als er im Herbst ein Probeblatt nach Jena schickt, schreibt er der Gattin dazu: „Schadow, ohnstreitig einer der größten plastischen Künstler, hat das Bild mit Fleiß und Liebe gemacht, und ich zweifle, daß aus meinem Gesichte sich je etwas Besseres machen lasse.“

Den Sommer hindurch arbeitet er fleißig an der Schrift über die Bestimmung des Menschen und verfaßt mehrere Aufsätze für gelehrte Zeitschriften. Auch die Wissenschaftslehre bearbeitet er neu für die zweite Ausgabe. Das Leben kostet Geld, und er muß verdienen. Darum gehen ihm wieder mancherlei Pläne durch den Kopf. Vor allem möchte er Vorlesungen halten. Das haben auch sehr viele erwartet. Durch den Kabinettsrat Beyme weiß er, daß man ihm nichts in den Weg legt. Der König hat ein wahrhaft königliches und weises Urteil gefällt: „Ist Fichte ein so ruhiger Bürger, als aus Allem hervorgeht, und so entfernt von gefährlichen Verbindungen; so kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig gestattet werden. Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gotte in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen; mir thut das nichts.“ Und diese Äußerung, die bekannt wird, bestärkt die Auffassung aller Freunde, daß man Fichte „unmöglich aus der

preußischen Monarchie ungebraucht und unbenützt fortlassen könne". Es besteht die Hoffnung, daß er als Lehrer auftreten kann.

So läßt er denn einen kurz vorher gefaßten Plan, nach Jena zurückzukehren, um dort sich als Schriftsteller zu erhalten, fallen. Er wird nur zu Besuch hinkommen, um den Sohn und die Gattin wiederzusehen. Denn er vernimmt aus Johannas Briefen einen Ton, der ihm nicht gefällt. Sie klagt über die Verleumdungen, die in Jena wieder laut werden; sie hat auch Mühe mit der Erziehung des Kindes; sie spricht sogar einmal vom Sterben. Er fühlt, daß sie schwer leidet. Er redet da in festem Tone zu ihr: „Ich beschwöre Dich bei Deinen Mutterpflichten, bei der Liebe zu mir, bei Allem, was Dir heilig seyn kann, laß doch dieses Kind Deine erste und einzige Sorge seyn, und laß für ihn alles Andere fahren. Es fehlt Dir an Festigkeit und Kälte; dadurch machst Du alle Fehler in der Erziehung des Kleinen. Gewöhne ihn doch nur daran, daß, wenn Du ihm einmal etwas abgeschlagen hast, es dabei und unwiderruflich bleibe; und dann schlechthin weder Trotz, noch die rührendsten Bitten etwas helfen. Wird darin nur einige Male gefehlt, so ist der verzogene eigensinnige Knabe, besonders bei der Anlage zur Charakterstärke, die unser Kleiner hat, fertig; und es kostet dann hundertfache Mühe, ihn wieder zurecht zu bringen." Die Stadtgeschwätze darf sie sich nicht zu Herzen gehen lassen. Er mag auch nicht hören, was man hinter seinem Rücken redet. „Das ist die einzige Weise, um durch eine solche Lumpen-Welt zu kommen. Endlich verstummen doch die Lügen, und dann steht die Wahrheit allein da." Ubrigens, erinnert er die Gattin, ist es jedem Manne so ergangen, der kräftig wirkte. Freudigkeit und Mut soll sie zeigen, darin allein kann er den Beweis ihrer Liebe erblicken. „Nein, wir wollen noch viele frohe und glückliche Tage mit einander leben; und unser Junge soll uns erst, wenn er selbst ein gemachter und vollendeter Mann ist, die Augen zu-drücken. Bis dahin bedarf er unser noch."

Mag er nun noch auf eine Berufung warten müssen, das sicht ihn jetzt wenig an. Er geht mit festem Schritte, sieht die Welt mit strengem Blick an, hat aber seinen alten Humor wiedergefunden.

Er kann im Freundeskreise sogar einmal ausgelassen fröhlich sein. Er hat neue beträchtliche Honorarforderungen an Verleger, ist zu weiterem Schaffen aufgelegt und hat keine Nahrungssorgen. Aber einen Lebensplan denkt er darum jetzt nicht nach.

Den Eingang ins neue Jahrhundert feiert Fichte mit seiner Familie im Ungerschen Hause. Ein Kreis sich innig verstehender Freunde ist da versammelt. Man nimmt Abschied von einem Jahrhundert, das Kriegsstürme und Geisteskämpfe, Dunkelheiten und Lichtfeste gebracht hat; Sterne sind aufgestiegen und untergegangen — Fichte muß an Lessing denken —, Jugend ist zu Greisenalter geworden, ach, wie oft! Aber das schwört sich Fichte: er will sich sein frisches Herz, seine rüstige Kraft, seinen trutzigen Mut auch im neuen Jahrhundert nicht rauben lassen! Es steht eine Morgenröte am Himmel, die Unwetter androht; es herrscht Verwirrung in den Köpfen, die zu Unheil führen muß, wenn da nicht Männer von Energie und Tiefe des Geistes die Trägen aufrütteln und den Mutlosen inneren Halt geben! Dazu wird er noch gebraucht werden, und dazu will er stets bereit sein!

Er verbringt nun eine Zeit der Sammlung, der Vertiefung seines Gedankenwerkes. Er hat doch manches überwunden, manche selbstgeschmiedete Fessel gesprengt. Die Neuausgabe der Wissenschaftslehre wird aus der Enge der ersten Fassung hinaustreten, wie ja auch die „Bestimmung des Menschen“ schon zu höherer Erkenntnis führt. Er ist auf dem Wege zur Vollendung seiner Lehre in grundlegenden Schriften, die vom Ich zur Gemeinschaft, von der Pflicht zur Liebe und so in die Idee Gottes leiten, so daß über seiner ganzen Philosophie stehen wird: Zweifel, Wissen, Glauben. Er hat diesen Gang in dem nun erscheinenden Werke von der Bestimmung des Menschen schon glücklich vorgebildet.

Für die kommenden Schriften muß er sich aber erst die Gemeinde schaffen. Das tut er durch Veröffentlichung von Abhandlungen und durch Vorlesungen über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters. Da er noch keinen Lehrstuhl erhalten hat, liest er zunächst vor einem Kreise jüngerer Gelehrter und Beamter, der sich bald erweitert, da

auch namhafte Gelehrte und Künstler und Staatsmänner seine Zuhörer werden. Unter ihnen ist der Großkanzler von Beyme, der als Rabinettsrat dem in Berlin eingetroffenen Jenerser Professor den Boden bereiten half, die Minister von Schrötter und von Altenstein. In diesen Köpfen findet er mit seinen ins Unendliche strebenden Gedanken Widerhall. Sein Wirken bringt ihm höchste Befriedigung. Zudem hat er aus Jena zwei Freunde nun auch hier um sich: Professor Woltmann, der mit ihm zugleich in Jena antrat, und Hufeland, mit dem er jetzt erst ganz vertraut wird. Hufeland ist nicht nur des Königs, sondern auch Fichtes Leibarzt.

Warum also sollte er einen Lebensplan machen, ein Lehramt verlangen oder gar Berlin verlassen wollen? Er ist jetzt glücklich. Da werden ihm unerwarteterweise Anerbietungen gemacht. Graf Potosky will ihn an die Universität Charkow haben, und die bayrische Regierung will ihn für die Universität Landshut gewinnen. Rußland? Wie soll er da zurechtkommen mit der Sprache und mit seinen geringen Kenntnissen dieses Landes? Und was kann er sich von der Befestigung seiner Philosophie versprechen, wenn er weit in der Ukraine sitzt?

Gingegen hätte er Lust, nach Landshut überzusiedeln. Doch kommt es ihm nicht darauf an, irgendwo eine philosophische Professur zu erhalten, wichtiger ist ihm, ob er seinen „höheren Lebensplan“ verwirklichen kann. Diesen legt er in einem ausführlichen Antwortschreiben dar. Er erblickt im Philosophieren eine Kunst. Zu ihr muß in besonderen philosophischen Schulen erzogen werden, wie etwa die Griechen sie gehabt haben. Die zuletzt in Berlin gehaltenen Vorträge in einem Kreise reifer und selbstthätiger Köpfe sind bereits Versuche zur Gründung einer Philosophenschule gewesen. Die Regierung könnte eine solche in der Vereinigung mit der bestehenden Universität schaffen. Jedenfalls ist Fichte bereit, auf das Anerbieten der bayrischen Regierung einzugehen. Ohne daß er davon weiß, hat Jacobi ihr geschrieben: „Wollte man in den academischen Anstalten und Einrichtungen, die überall noch ein ungereimtes Gemisch von Cultur und Barbarei sind, Etwas verbessern, so wäre wohl kein Mann in

Europa, der dabei mit Rath und That besser an die Hand gehen könnte und es lieber möchte, als Fichte. Wer ihn bei Zeiten aufnähme, machte einen guten Erwerb. Aber seine Rechtschaffenheit ist nur eine Stimme." In Landshut und München spricht man schon von Fichtes Berufung. Hat das geheime Gegner auf den Plan gerufen, die nun die Ausführung noch verhindern wollen? Die bayrische Regierung zögert.

Und so kommt ihr Preußen zuvor. Minister Hardenberg hat auf Beymes und des Freiherrn von Altenstein Vorschlag dafür gesorgt. Unverhofft schnell sieht sich Fichte zum Professor der Philosophie an der Universität Erlangen ernannt. Und unverhofft günstig sind die Bedingungen: er braucht nur im Sommer in Erlangen zu lesen und kann im Winter seine Vorträge in Berlin fortsetzen.

Als er im Mai 1805 sein Lehramt in Erlangen antritt, weiß er, daß die großen politischen Ereignisse nicht mehr lange auf sich warten lassen. Er mag darum nicht nur zum Spekulieren bilden, sondern muß Männer heranziehen helfen. Bald wird nur noch das Handeln gelten! Also legt er nicht nur die Grundlagen der Philosophie dar: genau wie in Jena liest er über das Wesen des Gelehrten. Er führt die Idee aber nun weiter, der Gelehrte muß im „freien Tun und Handeln des Lebendigen“ den Gedanken der Gottheit darstellen, er sei nun Priester oder Philosoph oder Staatsmann oder Künstler.

Die Studierenden in Erlangen folgen ihm begeistert, lassen sich in ihrem Wandel von ihm willig leiten. Die Kollegen bezeigen ihm Achtung und Freundschaft, sie bitten ihn um ein Privatissimum, und er hört ihre Vorträge an. So schön ist es in Jena nur in den wenigen ungestörten Monaten gewesen! Jetzt kommt er der Verwirklichung seines Planes sehr nahe.

Sie soll noch weiter gefördert werden: Minister Hardenberg beauftragt Fichte, einen Entwurf zur Umgestaltung der Universität auszuarbeiten. Er tut es. Hardenbergs und seine eigenen Ideen begegnen sich ja. Die Lehrenden sollen unter sich und zu den Studierenden ein innigeres Verhältniß pflegen, das ihre Arbeit und ihr persönliches Leben fördert; die Studierenden sollen nicht nur Wissen

aufnehmen, sondern zum Suchen aus eigenem Antriebe und zu selbständiger Darstellung erzogen werden; und es soll in der neuen Form der akademischen Bildung der künftige geistige Führer die Entwicklung beginnen, die in Fichtes Ideal des Gelehrten vor-gezeichnet ist.

Der Entwurf ist bis ins einzelne ausgearbeitet und dem Minister Hardenberg vorgelegt worden. Er soll der geplanten Umgestaltung zugrunde gelegt werden.

Da bricht der Krieg aus.

Fichte ist in Berlin. Er kehrt nicht nach Erlangen zurück. In der preußischen Hauptstadt will er die Entwicklung der politischen Ereignisse verfolgen, um ihr auch seine Kraft zu leihen.

10.

Es ist kein gemeiner Krieg. Es ist ein Kampf um die Freiheit. Es ist der Ausbruch heiligen Zornes über zu lang erduldete Miß-handlung. Ein ganzes Volk wird aus Anentschlossenheit und Furcht herausgerissen und vom Feuer der Begeisterung erfaßt.

Viele glauben an einen raschen und glänzenden Sieg. Zu ihnen gehört Johann Gottlieb Fichte nicht. Er weiß, daß im Leben der deutschen Nation die Verwirrung des letzten Jahrzehnts zu arge Schäden angerichtet hat, und im schweren Kampfe, der bevorsteht, wird es ohne Niederlagen nicht abgehen. Vielleicht muß Morsches und Wankendes erst noch zusammenstürzen. Aber in der Tiefe der deutschen Volksseele ruhen gesunde ursprüngliche Kräfte, sie drängen jetzt ans Licht. Nun gilt es, sie zu leiten, sie in den unausbleiblichen, alles Schwache hinwegfegenden Stürmen sich behaupten zu lassen. Die Gesinnung, die sich jetzt herrlich äußert, muß erhalten werden. Sie soll durchhalten bis zum Ende.

Und da gibt es für ihn eine große Aufgabe. Er muß zu den Kriegern, muß sie auf die Schlachtfelder begleiten, muß sie stärken mit Rede und Schrift. Er bittet die Regierung, ihm in der Armee seinen Platz anzuweisen.

Er ist schon aus dem Zirkel der Spekulationen hinausgetreten ins Kampfleben, als er in seinem Entwurfe schreibt:

„Muß der Redner sich begnügen zu reden, kann er nicht mitstreiten in Euren Reihen, um durch muthigen Troz der Gefahr und dem Tode, durch Streiten an den gefährlichsten Orten, durch die That die Wahrheit seiner Grundsätze zu bezeugen; so ist dies lediglich die Schuld seines Zeitalters, die den Beruf des Gelehrten von dem des Kriegers abgetrennt hat. Aber er fühlt, daß, wenn er Waffen zu führen gelernt hätte, er an Muth Keinem nachstehen würde: er beklagt, daß sein Zeitalter ihm nicht vergönnt, wie es dem Aeschylus, dem Cervantes vergönnt war, durch kräftige That sein Wort zu bewähren. Aber er wünschte, diese Zeit wiederherstellen zu können, und würde in dem gegenwärtigen Falle, den er als eine neue Aufgabe seines Lebens ansehen darf, lieber zur That schreiten, als zum Worte. Jetzt aber, da er eben nur reden kann, wünscht er Schwert und Blitz zu reden. Auch begehrt er es nicht gefahrlos und sicher zu thun. Er wird im Verlaufe dieser Reden Wahrheiten, die hierher gehören, mit aller Klarheit, in der er sie einsieht, mit allem Nachdrucke, dessen er fähig ist, mit seines Namens Unterschrift aussprechen, Wahrheiten, die vor dem Gericht des Feindes des Todes schuldig sind. Er wird aber darum keineswegs feigherzig sich verbergen, sondern er gibt vor Euerm Angesichte das Wort, entweder mit dem Vaterlande frei zu leben, oder in seinem Untergange auch unterzugehen.

Er hat diesen Beruf lediglich durch sein Herz getrieben übernommen; was er sagt, sind seine eigne Ansichten und Überzeugungen, nicht die eines fremden Auftrages, noch haben sie sonst irgend eine andere Absicht. Er will sie darum auch allein verantworten. — Und vergönnt ihm um so mehr, daß er zu Euch rede, da ein wahres Bedürfniß ihn treibt, seine Gedanken aus den gewohnten Umgebungen, in Eure Gesellschaft, zu Eurem Bilde, wie zu einer Freistadt zu flüchten. — Denn man muß es bekennen und es liegt am Tage: die deutsche Nation hat durch eigne Schuld, von deren Theilnahme wenige Individuen sich ganz dürften lossprechen können,

das Schicksal sich zugezogen, das Euch jetzt die Waffen in die Hand gegeben, und leider verdient, was hoffentlich Eure Siege abwenden werden. Schlaffheit, Feigheit, Unfähigkeit, Opfer zu bringen, zu wagen — Gut und Leben an die Ehre zu setzen; lieber dulden, und langsam in immer tiefere Schmach sich stürzen zu lassen, als aufspringen zum entscheidenden Entschlusse, Alles daran zu setzen. Dies ist das Hängen am Staube, das jede Erhebung darüber für Exaltation hält, sogar sie lächerlich findet!

Was ist dagegen der Charakter des Kriegers? Opfern muß er sich können; dazu wird er erzogen. Bei ihm kann die wahre Gesinnung, die rechte Ehrliche, gar nicht ausgehen — die Erhebung zu Etwas, das über das Leben und seine Genüsse hinausliegt. Zu Euch darf die entnervende Sittenlehre, die erbärmliche Sophistik den Zugang nicht finden, die größten und mächtigsten Anhänger derselben müßten wenigstens von Euch sie abzuhalten suchen.

Ihr habt und werdet jetzt erhalten die Gelegenheit, Euch dieses Eures Werthes gewiß zu machen. Vor der Schlacht und in Rücksicht des Krieges: nicht zu schwanken und nur den Krieg zu wollen, aber fest und besonnen alle seine Erfolge zu berechnen. In der Schlacht: im Getümmel festen Sinn in der Brust behalten, selber im Tode Sieg, Vaterland, Ewiges zu denken. Diese Gelegenheit hat kein Anderer so wie Ihr: deßhalb seyd Ihr beneidenswerth. Aber durch dieses Beispiel allein werdet Ihr wirken auch auf die Andern, Nerv und Kraft auch in den übrigen Theil der Nation bringen, die todte und erschlaft war. Nach Euch richtet hoffend der Freund der Menschheit und der Deutschen seinen Blick. An Euch richtet seine Hoffnung sich auf, die niedergeschlagen lag!

Könnte ich mündlich zu Euch reden, an Euerm Blick mich wieder begeisternd. So aber möge die gemeinsame Liebe den todten Buchstaben erwecken, die gemeinsame Gesinnung den Dolmetscher bei Euch machen."

So hält er, indem er sich an die Krieger wendet, eine Rede an die deutsche Nation. Aber nur auf dem Papier. Er darf nicht mit ausziehen auf die Schlachtfelder. Der König läßt ihm danken für

das Anerbieten, er will sich seiner später bedienen, wenn die Heere durch Taten gesprochen haben.

Nun zieht Fichte sich nicht beleidigt zurück. Seine Zeit wird schon kommen. Freudig begrüßt er die erste Gelegenheit zu einem Opfer und gibt, als Mittel zur Bekleidung der Truppen mit Mänteln gesammelt werden, eine für seine Verhältnisse hohe Summe. Der Professor Fichte lebt ja durchaus nicht im Überflusse: gar zu lange ist er ohne Amt und regelmäßige Einnahme gewesen.

Bald treffen Hiobsbotschaften ein, wie er es erwartet hat. Nach tapferer Gegenwehr ist der kühne Prinz Louis Ferdinand bei Saalfeld gefallen. Die Franzosen haben durchbrechen können und rücken dem preußischen Hauptheere entgegen. Eine Woche später, als Fichte mit den Seinen an einem Familienfeste teilnimmt, läßt er sich wie die anderen durch die Nachricht täuschen, der Fürst Hohenlohe habe einen bedeutenden Erfolg gegen den Feind errungen, und er erhebt auch sein Glas und stößt mit an auf das Glück der gerecht geführten Waffen. Auf dem Heimwege beschenkt er reichlich einen Mann, der ihm sogar Einzelheiten von dem Siege erzählen kann! Der edle Prinz Louis Ferdinand gerächt! Die Niederlage von Saalfeld wettgemacht! Das muß sich auswirken und baldige neue Siege ermöglichen! Vielleicht bleibt dem deutschen Volke doch erspart, was er befürchtet hat! So legt er sich freudig erregt zu Bett. Früh am Morgen will er weiteres erkunden: wie der Sieg ausgenutzt worden ist, wieviele Franzosen in Gefangenschaft geraten sind, wie weit der Feind zurückgetrieben worden ist.

Da kommt Freund Hufeland. Der scheint noch nichts zu wissen von dem schönen Siege; denn er sieht furchtbar ernst aus. Aber nach den ersten Worten, die der Leibarzt gesprochen hat, steht auch Fichte erschüttert da. Ein entscheidender Sieg ist errungen worden, ja, von den Franzosen! Die haben bei Jena und Auerstädt beide preußische Armeen geschlagen und sich den Weg nach der Hauptstadt freigemacht! In der Nacht, als auf der Straße noch die Botschaft eines preußischen Sieges verbreitet wurde, haben die Behörden die Vorbereitungen zur Flucht getroffen. Alle Männer von Ansehen werden

Berlin verlassen. Und Hufeland will nun eben mit Fichte die gemeinsame Abreise über die Oder verabreden.

„Hm! So steht's! Daß ich so ein Narr habe sein können, das Geschwätz zu glauben! Und nun? — Auf den Treiber warten und den Nacken unter sein Joch beugen? Sich kuscheln, um sich seiner Gnade zu erfreuen? Danke für dieses Glück! Ich bin bereit, ich gehe mit! Ich will mein Schicksal nicht von dem meines Staates trennen! Im ödesten Winkel kann ich meine Waffe schmieden und gebrauchen, wenn die Stunde kommt!“

Mit trotzig zurückgeworfenem Haupte und finster drohenden Blicken schreitet Fichte auf und ab. „Es kann keine andere Entscheidung geben: ich gehöre nicht zu dem Korsen, ich gehöre zu meinem Könige und gehe mit ihm!“

„Und Ihre Familie, lieber Freund? Das ist wohl ebenso klar zu entscheiden? Wir können unsere Familien nicht in einer von Franzosen besetzten Stadt lassen! Ihr Los — —“

„Frau und Kind den Welschen überlassen? Nein!“ sagt Fichte.

Aber die Gattin erinnert ihn an Haus und Besitz.

„Unser Besitz?!“ lacht er.

„Und der Besitz des Herrn Professor Hufeland?“ fragt sie und wendet sich dem Freunde zu: „Haus und Besitz wären dem Feinde ausgeliefert. Ich brauche es nicht zu sein. Ich will bleiben und Ihnen und uns das Haus hüten und Ihnen und Ihrer Familie diese eine Sorge abnehmen!“

Die Männer staunen über den raschen und festen Entschluß.

Da bittet sie: „Es darf keine Zeit verloren werden. Wir können nicht so schnell unser Gut in Sicherheit bringen. Darum laß mich mit Hermann hier, Fichte! Und lassen Sie mich Ihren Hausstand mit überwachen, Professor Hufeland! Und gehen Sie mit der Gewißheit, daß ich eine treue Verwalterin sein werde! Bei der Rückkehr — hoffen wir eine baldige! — muß das Heim unverfehrt und in Ordnung sein!“

Frau Professor Fichte hat Hufelands eine schwere Sorge abgenommen.

„Es ist ein Opfer! Ein doppelt großes Opfer, wenn ich daran denke, wie Sie immer nur kurze Zeit beieinander sein konnten!“ sagt Hufeland.

Sichte nickt. „Wahr ist's: ein oft geschiedener Ehestand! Aber dann sind wir ja auch geübt, den Schmerz zu tragen!“ Er klopft der Gattin auf die Schulter. „Tapfre Frau! Dank!“ Zu Hufeland sagt er kurz und fest: „Es ist alles klar. Wir reisen. Eilen Sie, lieber Freund!“

11.

Wenige Tage danach hat Sichte Stargard erreicht. Hier will er das Ergebnis der nächsten Kampfhandlungen abwarten. Ist den Preußen ein bedeutender Sieg vergönnt, der die Lage ändert, so will er zurückkehren; im andern Falle begibt er sich ohne weiteres nach Königsberg. Hier kann er nicht bleiben. Er hat ein kaltes und zugiges Quartier; und die Stadt, die nicht mit einem Zustrom von Flüchtlingen gerechnet hat, kann die Gäste nur karg versorgen. Die Sammlung zur Arbeit ist ihm hier auch nicht möglich.

Während er dies der Gattin schreibt, trifft die Nachricht ein, daß die Fremden in Berlin eingezogen sind. So wendet er sich nach Osten.

Wie oft und wie weit ist er schon gewandert, immer hat es ihm wohlgetan. Auf dieser Reise aber ist ihm, als schleppe er eine ungeheure Last. Wüßte er nicht, daß er in Königsberg liebe Menschen finden wird, so erwäge er wohl ernsthaft die Umkehr. Was könnte ihn auf diesem Wege freuen? Mag der Herbst noch bunte, schöne Flaggen wehen lassen: er weiß, dahinter steht das düstere Wintergrau! Mögen hie und da unwissende Leute noch lachen und tun, als ob die Welthändel sie nichts angingen: er sieht sie erschrecken über das Ungewitter, das sie eines Tages erreicht! Johanna hat auf eine baldige Heimkehr gehofft, und er, Sichte, hat gescherzt, sie wären beide ja geübt, das Trennungsweh zu ertragen, jetzt schämt er sich des Scherzes, der ein Frevel gewesen ist! Nun wird ihm und Johanna eine Prüfung auferlegt, die wohl schwerer ist als alle vorangegangenen!

Nicht einmal brieflich können sie sich miteinander unterhalten, wie es bisher immer möglich gewesen ist! Der Postenlauf ist unregelmäßig, manchmal auf Wochen unterbrochen. Vier Wochen ist er schon fort, als er die ersten Briefe von Johanna erhält. Ob seine Nachrichten an sie gelangt sind, weiß er nicht.

Seine kräftige Natur hat alle körperlichen Anstrengungen überstanden. In Königsberg richtet er sich seelisch auf an der Freundschaft, die ihm viele alte Bekannte erzeigen. Da beginnt er auch wieder zu arbeiten. Aber es will nicht recht gelingen. Er hat sich daran gewöhnt, alle Dinge mit Johanna durchzusprechen; nun so vieles ihm durch den Kopf geht, entbehrt er ihrer. Es freut ihn gewiß, als man ihn bestürmt, Vorlesungen zu halten. Doch muß er es ablehnen, da die Universität Einspruch erheben könnte. Er müßte auch eine Bezahlung verlangen; denn aus Erlangen bekommt er das Gehalt nicht. Seiner Familie hilft ein Freund mit Geldmitteln aus, und er muß daran denken, dieses Darlehn zurückzuzahlen. Vorlesungsgelder wären ihm darum schon willkommen.

Die Universität bietet ihm die Möglichkeit zu lesen, sie verleiht ihm eine Professur, die er bis zum Ausgange des Krieges verwalten soll. Dankbar nimmt er den Auftrag an. Seine Unsicherheit hat ein Ende. Sogleich erkundet er, auf welchem Wege Frau und Sohn nachkommen können. Die Behörden unterstützen ihn. Also bittet er Johanna, trotz der Schwierigkeiten die Reise zu machen. „Ich weiß, daß Du Muth und Verstand genug hast, und ich glaube, daß Du gerne eine Gelegenheit ergreifen wirst, sie darzulegen. Es ist ja nicht das erste Mal, daß Du Deinem Manne 80 Meilen weit (viel weiter ist es auch nicht nach Königsberg) durch kriegerische Provinzen nachreise; statt des alten Vaters, der Dich damals begleitete, sey Dir unser Sohn, dem diese Gelegenheit, selbständige Fassung zu zeigen, auch nicht übel thun wird.“

Die Hoffnung auf die baldige Wiedervereinigung erfüllt ihn und gibt ihm neue Arbeitskraft. Er geht an die Niederschrift der Vorlesungen über seine Wissenschaftslehre, auch hat er „ein vortreffliches Thema für die öffentlichen Vorlesungen, nach Art der Berlin'schen“,

gefunden. Im Gedenken an die Seinen und in der frohen Erwartung ihrer Ankunft verlebt er die Weihnachtstage.

Und es folgt eine um so herbere Enttäuschung! Bald muß er der Gattin von der Reise abraten. Sie soll ja bleiben, wo sie ist!

Nachdem die Franzosen in Polen einmarschiert sind, haben sie in der Nähe von Warschau die Russen angegriffen und zum Rückzuge gezwungen. Schwerlich kann es im Osten zu einer günstigen Entscheidung kommen. Von Westen her droht nur Unheil, seit sich die meisten Festungen dem Feinde ausgeliefert haben und das angstbetäubte Volk Napoleon keinerlei Widerstand leistet. Der König ist verlassen: die deutschen Fürsten sind, von dem Korsen gezwungen oder von seinem Schlachtenglücke betört, dem Rheinbunde beigetreten. Allein auf den Freund Alexander von Rußland darf er sich noch verlassen. Und nur in Rußlands Nähe kann er noch Schutz suchen. So verläßt die königliche Familie Königsberg, um in der Unbill dieses harten Winters Memel zu erreichen. Der Leibarzt Hufeland begleitet sie.

Sichte bleibt. Er hat den ganzen Jammer aus der Nähe erlebt, das Leid des Königs, das Leid Deutschlands mitgelitten. Er hegt im Herzen aber auch des Königs Hoffnung, daß mit Rußlands Hilfe doch noch alles zum Guten gewendet werden kann. Bei Preußisch-Eylau, südlich von Königsberg, prallen die Heere aufeinander. Nach zweitägigem, hartnäckigem Ringen bedecken wohl fünfzig- bis sechzigtausend Gefallene das winterliche Schlachtfeld, aber entschieden ist nichts. Die Russen erscheinen vor Königsberg, und die Stadt sieht sich schwer bedroht. Da ziehen sich die Franzosen an die Weichsel zurück und belagern Danzig. Die Königsberger atmen auf. Und als der Kaiser Alexander eintrifft, sind alle des baldigen Sieges gewiß. Aber der Frühling vergeht, Danzig fällt in die Hände des Feindes. Und als endlich der Kampf aufgenommen wird, erlangen die Franzosen bei Friedland einen vollen Sieg, der Preußens Lage hoffnungslos macht.

In diesen Monaten banger Ungewißheit hat Sichte gearbeitet,

was sich arbeiten ließ. Vor allem hat er wieder Pestalozzis Erziehungsideen studiert; denn immer klarer ist ihm geworden, was er schon vor dreizehn Jahren am Rhein erkannte, — das letzte Jahr hat es wieder in erschütternder Weise gezeigt —, wie tief das deutsche Volk gesunken ist, daß es durch eine bessere, gründlichere Erziehung emporgehoben werden muß! Was noch Gutes in ihm lebt, kann gestärkt werden, und dann kann auch nach diesem Zusammenbruche ein neues deutsches Volk erstehen. Erziehung heißt die Rettung. Sie ist „das wahre Heilmittel für die kranke Menschheit“. Dieser Gedanke birgt seine spätere Aufgabe und läßt ihn nicht mehr los.

Zunächst hat er in Königsberg noch einmal angefangen, eine Gemeinde zu schaffen wie in Berlin. An seinem fünfundvierzigsten Geburtstage hat er in der Gesellschaft guter Freunde einen von ihm selbst übersetzten Gesang eines italienischen Dichters vorgelesen, und in der sich anschließenden Aussprache hat er den Vorschlag gemacht, regelmäßig zusammenzukommen und wissenschaftliche Vorträge zu halten. Da ist ihm von mehreren Freunden gestanden worden, daß sie diesen Wunsch auch hätten äußern wollen. Aus dem Freundeskreise kann also vielleicht eine Schule höherer Geistesbildung und eines edlen geselligen Lebensgenusses hervorgehen, hofft Fichte. Aber der Verlauf des Krieges bereitet dem Plane ein schnelles Ende.

Nach wenigen Wochen, als Napoleon in Tilsit als Sieger einzieht, nimmt Fichte Abschied von den Königsbergern. Er fährt über das Haff nach Memel, von dort trotz des herrschenden Sturmes nach Kopenhagen. Zehn Tage ist er auf dem Meere, das tief aufgewühlt wird. Das Schiff kämpft gegen den hartnäckigen Wind, und Fichte muß auf seiner ersten Seefahrt allerlei Drangsale erleiden. Endlich steigt er bei Helsingör ans Land. Noch in der Nacht legt er die sechs Meilen nach Kopenhagen zurück, wo er den nahe bevorstehenden Friedensschluß abwarten will, um dann ohne Verzug heimzukehren.

Auf dem Wege dahin ist er auch durch Lyngbye gekommen, das ihm als Johannas Geburtsort lieb ist. Gern würde er hier einige Tage verbringen und sich Erinnerungen an schönere Tage hingeben, die einst Johannas Vater und Klopstock beschert waren. Aber weder

in Lyngbye, noch in Kopenhagen findet er frühere Bekannte, sie sind zu dieser Zeit alle auf Reisen.

Da denkt er an den Mann, der sich als begeisterter Freund deutscher Kunst und Wissenschaft bekannt und mit dem Prinzen von Augustenburg dem kranken Schiller eine Kur ermöglicht hat, an den dänischen Finanzminister Grafen Ernst Heinrich von Schimmelmann. Ihn sucht er auf. Und durch ihn wird er auch mit dem Staatsminister von Reventlow bekannt. Aber der Verkehr mit diesen hochadligen Familien bereitet Sichten ein zweifelhaftes Vergnügen. Da die Häuser der Vornehmen weit draußen am Sunde stehen, muß er jedesmal mehrere Stunden mit dem Wagen fahren. Das kostet ihn mehrere Taler Fuhrlohn und Trinkgeld. Dann muß er seinen Wagen mit Speisen füllen, die ihm nicht bekömmlich sind, zumal er nach einer Erkältung auf dem Schiffe noch kränkelt. Zu teuer muß er sich die Ehre dieses Verkehrs erkaufen! Da in diesen Sommertagen eine fast winterliche Kälte herrscht, kann er auch nicht lange Spaziergänge durch die schönen Stadtteile machen. Er muß sich zumeist im Zimmer aufhalten. Seine Stimmung ist gedrückt. Die Sorge um das Schicksal des Vaterlandes lastet auf seiner Seele. Und die Sehnsucht nach Gattin und Sohn regt sich immer heftiger. Hermanns zehnter Geburtstag, den er mitzufeiern gehofft hat, kommt heran. Er kann nur einen Brief mit guten Wünschen und Mahnungen senden.

Denn obgleich der Friede abgeschlossen worden ist, muß die Heimreise noch aufgeschoben werden: der Feind hat die Übergabe Berlins auch aufgeschoben. Sie hat am 1. August erfolgen sollen, und Sichte ist schon reisefertig, um den geradesten Weg über Stettin zu benutzen, da erfährt er, daß Berlin erst am 1. Oktober frei wird. Er muß das fade Leben in der Fremde noch fortsetzen. Vielleicht gelingt es ihm, ruhig und fleißig zu arbeiten.

Seine Hoffnung ist, daß die Regierung ihm die Kleinigkeit seines Gehalts lassen wird, damit er in Berlin sich als Privatmann der wissenschaftlichen Arbeit widmen kann. Zwar hat Minister Hardenberg den Abschied nehmen müssen, und es ist auch ungewiß, ob Beyme seinen Einfluß behält; aber es bleiben ja noch Hufeland und

Delbrück und andere tüchtige Räte, die auch nach dem Exil seine Freunde sind: so wird er mit oder ohne Professur seine Aufgabe noch erfüllen können.

12.

Seit er in Kopenhagen ist, erlebt er als Mensch auch ein Glück, das ihn zuerst überrascht, weil es sich auf solchen Umwegen zu ihm findet: er kommt im Herzen einem Manne nahe, den auch er verkannt hat: dem Geschichtsforscher Johannes von Müller. Von Königsberg aus hat er noch an seine Gattin geschrieben, daß er Humboldt und Müller nicht beneide um ihre schmachvolle Ehre, in Berlin Napoleons Gunst zu genießen; denn er hat das Gerücht vernommen, daß Johannes von Müller in seinem in einer öffentlichen Sitzung der Akademie gehaltenen Vortrag über den Ruhm Friedrichs des Großen dem Korzen geschmeichelt habe. In Kopenhagen kann Fichte diese Rede lesen. Da sieht er, daß ihm in Königsberg nur eine bössartige Entstellung bekanntgeworden ist. Sein Gerechtigkeitsinn verpflichtet ihn, für den Mann einzutreten, dessen Worte mißdeutet und zu einer Verletzung der deutschen Ehre gestempelt werden. Von Johanna erfährt er, wie Johannes von Müller für ihr und Hermanns Wohl gesorgt hat, und auch, daß der hart Gescholtene sich nach Tübingen zurückziehen will. Das will Fichte verhüten. „O daß ich nicht in der Nähe bin, und über diese gewaltige Ostsee hin mit Briefen nicht rasch genug wirken kann! Hätte ich es einige Tage früher gewußt, so hätte ich wenigstens Hufeland, der so wie Min. Schrötter und auch Beyme, Müller'n treu geblieben ist, einen Wink gegeben.“

Er unterläßt aber auch nun nichts, um Johannes von Müller Preußen zu erhalten. Vor allem dringt er in ihn selbst mit der Bitte, in Berlin zu bleiben. Der Brief, den er zur Antwort erhält, ist ein so warmherziges Freundschaftsbekenntnis und von solcher Abgeklärtheit, daß er Fichten tief beglücken muß. Er liest die Zeilen andächtig und ergriffen:

„Ich habe den lieben Ihrigen, Edler und Weiser, nicht mehr gegeben, als von denselben empfangen; den aus freier Mittheilung

der Gefühle entspringenden Trost. Dabei habe ich das Vergnügen gehabt, einen weiblichen Charakter kennen zu lernen, welcher der Schönsten der Menschheit würdig ist, und einen äußerst lieben Jungen, welcher gut ist und empfänglich, wie er soll, aber einen trefflichen Blick und sichern Charakter verkündigt. Nähe im Unglücke hat ein Band zwischen uns geflochten, das Sie ganz vorzüglich mit umschließt und das auch Jahre und Entfernung nicht lösen werden. Ich habe in großer Zurückgezogenheit arbeitsam gelebt. Mein Zweck bei jener Rede war, dem Sieger etwas Achtung für dieses Volk einzuflößen, die Preußen aber zu erinnern, was sie nach eben so großem Unglück (1630 bis 1640) doch wieder wurden, und auch nun wieder werden können, wenn sie den großen Beispielen folgen. Geschrieben habe ich fast Niemanden, am wenigsten um eine Stelle. Aber der König von Württemberg hat mich von selbst nach Tübingen geladen, welches durch die Nähe der Schweiz mir empfohlen wird. Unser König verliert nun wohl zwei Drittheile seiner Einkünfte. Ich weiß, daß mit einem guten Plane auch aus dem Reste viel Gutes zur Herstellung des öffentlichen Flores zu machen wäre. Aber da ich nicht wissen konnte, ob man zu einem so ganz andern Systeme sich entschließen wird, und eben so wenig, wie tief die pöbelhaften Verdrehungen meiner Denkungsart gewurzelt haben mögen, so habe ich angefragt, ob der König mir meinen Abschied zu geben geneigt wäre? Ich erwarte Antwort. Meint man, mich zu behalten, so bleibe ich. Gibt man mir die Freiheit, so gehe ich nach Württemberg, nicht um in Tübingen ein Paradies zu finden, sondern ein bequemes Dorf, wo ich ganz einsam der Ausarbeitung eines Werkes leben könne, das drei, wohl auch vier, ja fünf Jahre erfordert, und dessen Vollendung mein größter Wunsch ist. An den Urtheilen der Menschen liegt mir nichts, wenn ich mit mir selbst zufrieden seyn kann. Meine Grundsätze wird die Nachwelt beurtheilen. Dieses, vortrefflicher Freund (längst nennt Sie mein Herz so, und viel wärmer jetzt, da ich so viel mehr von Ihnen gehört) dieses ist die Gestalt meiner Sachen. Aber die öffentlichen habe ich meine eigene Ansicht. Wir waren allesamt vom wahren Ziele so weit abgekommen, und im

Kriege und in Geschäften solche mechanische Saft- und kraftlose Tabellenmenschen geworden, daß wir der Erhaltung nicht mehr werth waren. Einer ist gekommen, dem das Schwert der Zerstörung gegeben war. Er hat seine Zeit. Ob auch die unsrige je wieder seyn wird, hängt ganz von dem ab, ob und wie wir die Lektion benutzen. Wenn wir auf unsern Irrthümern beharren, so wird dies caput mortuum endlich weggeworfen und eine bessere Menschheit in andern Welttheilen oder Zeiten aufblühen. Ziehen wir aber Nutzen aus der Lehre, so wird auch das Unglück nur vorübergehend seyn. Was von uns geschehen kann, durch Wort und Schrift, auf mancherlei Art, mit Sanftmuth und Strenge, um Gefühle zu wecken, um zu verhindern, daß man nicht verzweifelt, um auf dem Wege des Bessern vorzuleuchten, das ist unsre Schuldigkeit. Wenn Sie an den Minister Schrötter oder H. schreiben, so empfehlen Sie doch, daß man endlich Jemanden schicke, mit dem zu reden sey, der ein Band knüpfe, der höre und antworte: wir sind Schafe, die keinen Hirten haben. Und weiter lehret am besten Corneille:

Faites votre devoir et laissez faire aux Dieux!

Leben Sie wohl, und reißen Sie glücklich — zu uns!

Der Ihrige J. v. Müller.

Wahr ist's! Wahr in jedem Worte! Im Schmerz, der darin leise zittert — Fichte denkt an Jena und an seine Kämpfe gegen die „pöbelhaften Verdrehungen“ seiner Worte und Absichten —, in der Erklärung des ganzen Unglücks — auch Fichte hat Schlaffheit, Gedankenlosigkeit, Hängen am Staube, die kleine Gesinnung in unserm Volke als die Ursachen des Niederbruchs erkannt — im Glauben, daß diesem Volke doch noch zu helfen sei. Jawohl: Hirte sein! Das müssen die Männer von Einsicht und Verantwortungsgefühl als ihre Pflicht betrachten! Hirten müssen auch sie beide, Müller und Fichte, sein!

Er schreibt an einen Staatsmann und an Huseland: haltet Johannes von Müller! Macht es mit ihm nicht so, wie es einmal die

Weimarische Regierung gemacht hat, als ich meine Abdankung in Erwägung zog!

Zu dem Verlangen, die Seinen wiederzusehen, kommt der heiße Wunsch, den neuen wahren Freund noch anzutreffen, um mit ihm an das große Werk der Erziehung der Deutschen zu gehen. So wartet er die Räumung Berlins durch die Franzosen nicht ab, sondern kehrt bei erster Gelegenheit heim. Nur mit Mühe entkommt er in einem kleinen Rahne den englischen Schiffen, die die Blockade durchführen. Dann kann er den Weg über das Land nehmen.

Wieder einmal ist Johann Gottlieb Fichte auf Wanderung gewesen. Wieder einmal hat er Hoffnungen, Pläne, Sorgen durch viele Monate und durch viele Länder getragen. Hat er nun endlich für sich und für seine Familie den Frieden gefunden?

Es kommt eine wunderschöne Zeit. Er ist mit den Seinen in ein kleines Gartenhaus gezogen. Die Fremden wissen davon nichts, und die Bekannten, die es von ihm oder seiner Gattin erfahren haben, halten es nach seinem Wunsche geheim. Er bleibt ganz ungestört. Er pflegt jetzt nur einen Verkehr, den mit Johannes von Müller, der ganz in der Nähe wohnt. Täglich sitzen sie zusammen und überdenken, was zur Rettung des Vaterlandes zu tun ist, und offenbaren sich einander. Sie kosten die Stunden aus; denn sie ahnen, daß ihnen nicht viele Wochen des schönen Beieinanderseins vergönnt sein werden. Aber ihre Einigkeit wird bestehen bleiben, auch wenn sie sich trennen müssen. Sie haben beide schwer gelitten unter dem Unglück, das das deutsche Volk betroffen, sie haben beide den Ursachen nachgeforscht, und sie sind beide auf die gleiche Idee zur Erneuerung der Nation gekommen.

„Es muß endlich eine Kultur entwickelt werden, die es dem Deutschen unmöglich macht, fremdem Einflusse so zu verfallen!“ sagt Müller.

„Jawohl! Und wie eine solche Kultur entwickeln? Durch Erziehung!“

„Wenn auch die Erziehungskunst nicht alles kann . . .“

„Alles kann sie!“ unterbricht Fichte den ruhigeren Geschichtsforscher. „Dafür ist sie eine große Kunst! Aber sie muß verstanden

sein. Es müssen die Meister der Erziehung selber erst herangezogen werden. Und dann wollen wir sehen, ob ihr etwas unmöglich wäre!"

Müller erinnert Fichten an Pestalozzi. „Sie haben sich eingehend mit seinen Gedanken und Plänen befaßt und wissen wohl auch, wieviel ihm mißraten ist trotz seiner Leidenschaft und gänzlichen Hingabe an sein Werk!"

„Das spricht nicht gegen seinen Glauben an die Macht der Erziehung und nicht einmal gegen seine erzieherischen Ideen. Es ist nur die Folge seiner persönlichen Schwächen: er ist zu leicht zu verwirren, er ist unpraktisch, er ist von seinen ursprünglichen Gedanken oft abgedrängt worden."

„Aber Sie möchten, daß an Pestalozzi angeknüpft werde?"

„Nicht nur angeknüpft! Ich will, daß das ganze Gebäude der Pestalozzischen Erziehungsideen neu aufgebaut werde. Und schon mit erweitertem Grunde. Nicht um die Erziehung nur des armen, hilfsbedürftigen Volkes geht es; nicht nur darum, daß Hungernde und Frierende des Leibes Notdurft verdienen lernen; sondern um die Erziehung des ganzen Volkes, der Nation! Der Armen und der Reichen, der zum Handwerker, Bauern, Beamten, Gelehrten Berufenen. Ja, auch die Gelehrten-erziehung muß in der allgemeinen Nationalerziehung liegen. Dann kann die Gemeinschaftlichkeit sich bilden, die der verfluchten Selbstsucht den Garaus macht!"

Müller nickt lebhaft: „Und dann kann die deutsche Kultur erstehen. Fichte, lieber Freund, Sie sind doch schon längst am Werke, wie ich aus Ihren „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" und Ihren „Gesprächen über Patriotismus" ersehen habe; und Ihr Plan von Erlangen, und Ihre Ausführungen über das Wesen des Gelehrten tun's auch kund. Also, Lieber, bauen Sie das ganze Gebäude auf! Was dem Schweizer nicht gelang, wird Ihnen gelingen. Sie werden sich nicht beirren lassen. Wenn Sie's unternehmen, ist mir nicht bange!"

„Und auch mir ist nicht bange! Und außerdem: die Zeit ist reif!"

So arbeiten sie beide an den Gedanken für Deutschlands geistige Wiedergeburt. Fichtes bisherige Vorschläge geben Bausteine, und er

ist schon jetzt bei der Gründung des großen Planes der National-
erziehung.

Die Gespräche mit dem großen Geschichtsforscher sind ihm schon
ein Bedürfnis geworden. Einwände und Zweifel zwingen ihn, die
Quellen aufzureißen, frische Kräfte strömen ihm zu. Es sind schöpfe-
rische Stunden, wenn die Freunde im stillen Garten auf und ab
gehen im lebhaften Austausch der Gedanken.

Da kommt die schwere Trennungsstunde. Die Postkutsche, die nach
Leipzig fährt, wartet. Die beiden Männer reichen sich die Hände,
und ihre Abschiedsworte sind das Gelöbniß, daß sie ihrem Volke
treue Hirten sein wollen. Fest und sicher spricht das Fichte. Aber dem
Scheidenden ist bange: er läßt den zurück, der ihn mit der derben
Gesundheit und dem trotzigen Willen gestärkt hat. Nun wird er sich
verlassen fühlen, sein Mut, seine Kraft wird schwinden; er wird es
schwer haben, den Vorsätzen so treu zu bleiben, wie er es verspricht
und wie er es möchte.

Traurig kehrt auch Fichte zurück. Warum hat er diesen Freund
erst so spät erkannt? Wird er ihn wiedersehen, ihn, der sich vom
Staate, dem er dienen wollte, abgestoßen fühlen muß? Bittere Er-
innerungen steigen in Fichte auf. Aber er kann sich solchen Stim-
mungen nicht hingeben, Aufgaben warten auf ihn. Er soll den Plan
einer in Berlin zu errichtenden höheren Lehranstalt entwerfen. Es
gilt, sich vom Hergebrachten zu lösen, ein neuartiges Ganzes zu
schaffen, das die Bildung des Gelehrten vervollkommnet. Was Fichte
für Erlangen vorgeschlagen hat, erhält jetzt noch bestimmtere Gestalt.
Wieder geht er mit Freude ans Werk. Er arbeitet in der Stille,
niemand soll wissen, daß er der Schöpfer des Planes ist. Es geht
nicht um Ruhm, nicht um einen persönlichen Erfolg, sondern um die
große Frage der Erziehung, um das Ideal der Gelehrtenbildung.

Als er Ende 1807 den Entwurf einreicht, wird ihm beteuert, daß
der einmal gefaßte Beschluß, in Berlin eine Universität zu errichten,
nie auch nur einen Augenblick gewankt habe und noch jetzt feststehe.
Warum diese Beteuerung? Die Verwirklichung ist wohl doch in die
Ferne gerückt!

Preußen ist so arm, wie es noch nie war! Es hat die Hälfte des Landes verloren! In seinen Festungen sind noch immer einhundertfünfzigtausend Franzosen, die erhalten werden müssen! Handel und Wandel liegen danieder, das Bürgertum der Städte und das Bauernvolk sind gänzlich ausgesaugt, und der Staat muß mit den geringsten Steuererträgen auskommen! Wer dürfte da an Errichtung neuer Schulen denken, an Dinge, die über die allernächsten Lebensnotwendigkeiten hinausgehen?

13.

Johann Gottlieb Fichte denkt daran! Gerade jetzt, da von außen keinerlei Hilfe mehr zu erwarten ist, will er den Schatz heben, der auf dem Grunde der deutschen Volksseele liegt, damit es sich aus eigener Kraft aufrichte! Er selber muß es tun! Und jetzt muß er es tun, wenn auch der Feind noch im Lande, sogar noch in der Hauptstadt ist! Er muß dem Volke die Augen öffnen über die wahren Absichten des Feindes und es zum inneren Widerstande aufrufen.

„Meine Zeit ist da!“ sagt er zu Johanna.

„Willst du einen Krieg führen im Frieden?“ fragt sie.

„Frieden? O wie ist das arme Wort mißhandelt, in den Dreck getreten worden! Ein Frieden, schlimmer als offener Krieg! Nein, Johanna, was teuflischer Haß und Vernichtungswille Preußen in Tilsit auferlegt haben, ist nicht ein Gesetz, unter das sich Männer für die Dauer beugen!“

„Männer? Von welchen Männern sprichst du?“

„Ich will sie erwecken! Ich will sie um mich scharen und ihnen den Nacken stärken! Ich will sie bewaffnen! Nicht mit Schwertern und Kanonen. Aber mit Waffen, die der Feind nicht besitzt und mit denen er überwunden werden wird! Mein Arsenal rüstet eine große Armee aus!“

„Denk’ an das Exempel, das Napoleon aufgestellt hat!“ warnt Johanna.

„Ich weiß, mich kann das Blei töten wie den Buchhändler Palm. Aber das ist es nicht, was ich fürchte!“

Er schreitet auf und ab, den Kopf trotzig erhoben; sein Atem geht laut, er schlägt die geballten Fäuste in die Luft und spricht mit donnern-der Stimme — nicht nur zu Weib und Sohn, sondern zum ganzen Volke, das er vor sich sieht —: „Soll denn nun wirklich einem zu gefallen, dem damit gedient ist, und ihnen zu gefallen, die sich fürchten, das Menschengeschlecht herabgewürdigt werden und versinken; und soll keinem, dem sein Herz es gebietet, erlaubt sein, sie vor dem Verfalle zu warnen? Gesezt, daß sie nicht bloß recht hätten, sondern daß man sich auch noch entschließen sollte, im Angesicht der Mitwelt und Nachwelt ihnen recht zu geben und das eben hingelegte Urtheil über sich selbst auszusprechen; was wäre denn das Höchste und Letzte, das für den unwillkommenen Warner daraus erfolgen könnte? Kennen sie etwas Höheres als den Tod? Dieser erwartet uns ohne dies alle, und es haben von Anbeginn der Menschheit an Edle um geringerer Angelegenheiten willen, — denn wo gab es jemals eine höhere als die gegenwärtige? — der Gefahr desselben getrozt. Wer hat das Recht, zwischen ein Unternehmen, das auf diese Gefahr begonnen ist, zu treten?“

Johanna versteht ihn ganz. Sie weiß auch, daß er alles gründlich durchdacht hat, ehe er sich zur Tat entschlossen hat. Sie tut nichts, um ihn zurückzuhalten von dem, was er für seine Pflicht erkennt. Sie glaubt mit ihm, daß ein edles Vornehmen zum guten Gelingen führen muß.

Und nun drückt er dem treuen Weibe die Hand und streicht seinem zehnjährigen Jungen über den Scheitel: er muß ans Werk gehen!

Ernst und in feierlicher Andacht tritt er in seine Stube. Er nimmt ein Buch vom Brett, die „Annalen“ des Tacitus, und liest, liest sich leise hinein, wird hingerissen von dem Heldenmuth des Cheruskerfürsten, erhebt sich und spricht laut und kraftvoll die Reden Hermanns an seine Völker. Wie sich einst der Knabe an Siegfried begeistert hat, so wird der Mann jetzt entflammt von dem Heldensinne des Cheruskers. Da ist der reine, allmächtige Wille, da ist die glühende Liebe zum Vaterlande, da ist der klare Verstand, die zusammen den Mann zum Führer und den Führer zum siegreichen Kämpfer machen. Sichte

fühlt sich von einem Frühlingssturme durchweht, wenn er die Worte Hermanns spricht, und wird zur eigenen Tat angetrieben. Er legt das Buch beiseite und ergreift die Feder und schreibt: er redet zu seinem Volke, fest, gewaltig, aus dem Verantwortungsgeföhle eines Führers der Nation.

So erquickt er sich täglich aus der Quelle alter deutscher Heldenkraft. Das Bild des Befreiers der Deutschen aus dem Joch der Römer steht vor ihm, solange er an seinen Reden schreibt. Diese Tage, die geweiht sind durch den Dienst am Altar des Vaterlandes, beendet er auch feierlich. Er hält mit Familie und Hausgesinde Abendandachten. Es werden einige Verse aus einem Gesangbuchliede gesungen, und dann liest Fichte eine Stelle aus seinem Lieblings-evangelisten Johannes vor, oder er richtet in eigenen Worten die Geister auf den, „der die Schickungen lenkt“.

An den Sonntagen geht er nach dem Akademiegebäude. Er ist erfüllt von seiner hohen, heiligen Sendung, wie die feste Haltung und der strenge Blick jedem künden. Viele fürchten für ihn: die französischen Offiziere, die ihm begegnen, und die Spione kennen ihn doch und werden sich unter seine Zuhörer mischen und ihn zur Verantwortung ziehen. Andere bewundern seinen Mut und preisen ihn, daß er das gefährliche Unternehmen wagt, doch halten sie selber sich lieber fern. Genug aber sind noch, die den gleichen Weg mit ihm gehen.

Der Runde Saal der Akademie sieht vierzehnmal eine zahlreiche Zuhörerschaft: lauter Männer, denen Deutschlands Schicksal auf der Seele brennt. Es sind Grauköpfe darunter und junge Menschen, Ärzte, Geistliche, Lehrer, Patrioten aller bürgerlichen Berufsstände. Johann Gottlieb Fichte hat sie angeredet als Deutsche, als solche Deutsche, die aus dem Schmerz über den erlittenen Verlust sich erheben wollen zu klarer Besonnenheit und die Wahrheit sehen wollen, und er hat damit die Zuhörer gleich zu einer Gemeinschaft verschmolzen. Nun folgen sie seinen ernstesten, tiefsten Gedankengängen über die Notwendigkeit und die Art der neuen Erziehung, die eine Umschaffung des deutschen Menschen bewirken soll; nun

empfinden sie Scham und Reue, wenn er ihnen die Schwächen aufdeckt, die die Uneinigkeit unter den Deutschen und das letzte traurige Schicksal verschuldet haben; nun atmen sie auf, und ihre Augen blicken heller, wenn er überzeugend die Wohltat der neuen Erziehung darlegt, die sie nach schmachvoller Gegenwart eine bessere Zukunft erleben lassen wird.

Die Fremden, die sich als Späher unter die deutschen Patrioten gemischt haben, lauschen, lassen sich packen von der gewaltigen Stimme, der lebhaften Sprache der Hände, von seinem glühenden Eifer und seiner strafenden Strenge. Aber seinen Glauben an das Wunder der Nationalerziehung vermögen sie nicht zu fassen; solcher Glaube erscheint ihnen als eine Schrulle, und so können sie immer wieder einmal über den seltsamen Prediger lächeln.

Einmal geschieht es, daß während der Rede draußen Musik ertönt. Die Fremden im Saale haben sofort das Spiel als das einer französischen Regimentskapelle erkannt. Sie beobachten gespannt Fichtes Mienen. Der steigert die Kraft seiner Stimme, aber das Regiment marschirt heran, die Klänge der Marseillaise erschallen immer kräftiger, immer feuriger. Viele Zuhörer rücken unruhig auf den Stühlen. Die Hymne des Feindes in dieser Stunde, ist das eine beabsichtigte Aufreizung? Sie wenden die Blicke nicht von Johann Gottlieb Fichte, warten wie die französischen Spione: was wird er tun? Als seine Stimme gegen das Dröhnen der vorübermarschierenden Regimentskapelle nicht mehr aufkommen kann, stützt er die muskulösen Arme fest auf das Pult, richtet den Nacken auf und — läßt die Brillengläser glänzen. Niemand liest seinen Augen ab, was er jetzt denkt! Die Unterlippe hat sich hochgeschoben, wie sie's wohl auch tut, wenn er einer Sache nachsinnt. So hält er aus, bis die Musik sich entfernt. Dann macht er eine kurze Bewegung, als ob er etwas von sich schüttelte, und setzt mit der bebenden Ruhe eines von Erregung Geladenen seine Rede fort.

Einmal geht das Gerücht, er sei ergriffen und abgeführt worden. Aber am nächsten Sonntage sieht man ihn wieder seinen Weg nach der Akademie nehmen. Auch dürfen die Reden weiterhin gedruckt

werden und auch zu denen Sprechen, die sich nicht im Runden Saale einfinden können.

Am vierzehnten Sonntage erwarten alle Hörer Johann Gottlieb Fichte mit der größten Spannung; denn seine Reden sind aufgebaut wie eine einzige, gewaltige Periode und drängen zu einem ragenden Gipfel. Und der muß heute erflommen werden. Auch in ihrem Gefühl!

Fichte beginnt mit der Erklärung, daß er die hier Versammelten als eine Vertretung der ganzen deutschen Nation aufgefaßt habe. Sein Wunsch sei, daß der Funke, den er unter die Hörschaft geworfen, als „eine einzige fortfließende und zusammenhängende Flamme vaterländischer Denkart sich verbreite und entzünde“. Und dann fährt er fort:

„Es sind Jahrhunderte herabgesunken, seitdem ihr nicht also zusammenberufen worden seid wie heute; in solcher Anzahl; in einer so großen, so dringenden, so gemeinschaftlichen Angelegenheit; so durchaus als Nation und Deutsche. Auch wird es euch niemals wiederum also geboten werden. Merket ihr jetzt nicht auf und gehet in euch, laßt ihr auch diese Reden wieder als einen leeren Ritzel der Ohren oder als ein wunderliches Ungetüm an euch vorübergehen, so wird kein Mensch mehr auf euch rechnen. Endlich einmal höret, endlich einmal besinnt euch. Geht nur dieses Mal nicht von der Stelle, ohne einen festen Entschluß gefaßt zu haben; und jedweder, der diese Stimme vernimmt, fasse diesen Entschluß bei sich selbst und für sich selbst, gleich als ob er allein da sei und alles allein tun müsse.“ Und: „Es wird von euch gefordert ein solcher Entschluß, der zugleich unmittelbar Leben sei und inwendige Tat, und der da ohne Wanken oder Erkältung fortdaure und fortwalte, bis er am Ziele sei.“

Und nun hebt sich wieder seine ganze Gestalt, seine Gebärden und seine Worte werden immer eindringlicher; er redet nicht mehr zu allen, zu den „biedereren, ernstern, gesetzten deutschen Männern“, sondern jetzt packt er sich mit den derben Händen einzelne, daß keiner seinen Mahnungen, Bitten, Drohungen sich entziehen kann.

„Diese Reden beschwören euch Jünglinge... Der Schmelz der Jugend zwar wird von euch abfallen, und die Flamme eurer Einbildungskraft wird aufhören, sich aus sich selber zu ernähren; aber fasset diese Flamme und verdichtet sie durch klares Denken, macht euch zu eigen die Kunst dieses Denkens, und ihr werdet die schönste Ausstattung des Menschen, den Charakter, noch zur Zugabe bekommen. An jenem klaren Denken erhaltet ihr die Quelle der ewigen Jugendblüte.“

„Diese Reden beschwören euch Alte... Bestätiget, bestärkt, berathet in dieser Angelegenheit die jüngere Welt, die ehrfurchtsvoll ihre Blicke nach euch richtet.“ Ihr andern aber, die das Alter verdorben hat, „störet nur dieses einzige Mal nicht, stellt euch nicht wieder, wie bisher immer, in den Weg mit eurer Weisheit und euren tausend Bedenklichkeiten!“

„Diese Reden beschwören euch Geschäftsmänner... Legt ab eure Verachtung für gründliches Denken und Wissenschaft, laßt euch bedeuten und höret und lernet, was ihr nicht wißt.“

„Diese Reden beschwören euch Denker, Gelehrte, Schriftsteller... Jener Tadel der Geschäftsmänner an euch war in gewissem Sinne nicht ungerecht. Ihr ginget oft zu unbesorgt im Gebiete des bloßen Denkens fort, ohne euch um die wirkliche Welt zu bekümmern und nachzusehen, wie jenes an diese angeknüpft werden könne; ihr beschriebet euch eure eigene Welt, und ließet die wirkliche zu verachten und verschmähet auf der Seite liegen... Statt über die Klüfte hinüber einander Scheel anzusehen und herabzuwürdigen, beeifere sich jeder Theil von seiner Seite, dieselbe auszufüllen und so den Weg zur Vereinigung zu bahnen.“

„Diese Reden beschwören euch, Fürsten Deutschlands... Die Wahrheit ist, daß ihr ebenso unwissend geboren werdet als wir andern alle, und daß ihr hören müßt und lernen, gleichwie auch wir, wenn ihr herauskommen sollt aus dieser natürlichen Unwissenheit... Möchtet ihr hinabsteigen können in die Häuser des Bürgers, in die Hütten des Landmannes, und dem stillen und verborgenen Leben dieser Stände, zu denen die in höheren Ständen seltener gewordene Treue

und Biederkeit ihre Zuflucht genommen zu haben scheint, betrachtend folgen können; gewiß, o gewiß würde euch der Entschluß ergreifen, ernstlicher denn jemals nachzudenken, wie ihnen geholfen werden könne."

"Euch Deutsche insgesamt, welchen Platz in der Gesellschaft ihr einnehmen möget, beschwören diese Reden, daß jeder unter euch, der da denken kann, zuvörderst denke über den angeregten Gegenstand, und daß jeder dafür tue, was gerade ihm an seinem Platze am nächsten lieget."

Nun erinnert er an die Verpflichtung des lebenden Geschlechts gegenüber den Vorfahren, deren Andenken es ehrenvoll und unbescholten zu überliefern hat, und gegenüber endlich der gesamten Menschheit. „Alle Zeitalter, alle Weise und Gute, die jemals auf dieser Erde geatmet haben, alle ihre Gedanken und Ahnungen eines Höheren, mischen sich in diese Stimmen und umringen euch, und heben flehende Hände zu euch auf; selbst, wenn man so sagen darf, die Vorsehung und der göttliche Weltplan bei Erschaffung eines Menschengeschlechts, der ja nur da ist, um von Menschen gedacht und durch Menschen in die Wirklichkeit eingeführt zu werden, beschwöret euch, seine Ehre und sein Dasein zu retten!"

Alle Augen strahlen ihm zurück das erhabene Bewußtsein, das er in sie gepflanzt hat, das Selbstgefühl des Deutschen, und die Bereitschaft zur Erfüllung der höchsten Aufgaben. Und so darf er seine Reden schließen, indem er noch ein letztesmal wuchtig und inbrünstig zugleich an die deutsche Pflicht gemahnt:

"Ist in dem, was in diesen Reden dargelegt worden, Wahrheit, so seid unter allen neueren Völkern ihr es, in denen der Keim der menschlichen Vervollkommenung am entschiedensten liegt, und denen der Vorschritt in der Entwicklung derselben aufgetragen ist. Gehet ihr in dieser eurer Wesenheit zugrunde, so gehet mit euch zugleich alle Hoffnung des gesamten Menschengeschlechts auf Rettung aus der Tiefe seiner Übel zugrunde.... Es ist kein Ausweg: wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung."

Als Johann Gottlieb Fichte geendet hat, bleibt es ein paar Augenblicke lang still im Saal; denn es ist gewesen wie ein Gottesdienst, und alle sind tief ergriffen von einem ganz neuen Gefühl, das sie reinigt und stärkt und verwandelt und eint! Dann aber erheben sie sich, drängen zu ihm, um ihm die Hand zu schütteln. Und er fühlt aus ihrem Händedruck und liest es aus ihrem Schweigen: sein Wort ist Tat gewesen, und er weiß, diese Tat wird Früchte bringen.

Johanna ist vierzehnmal unter den Zuhörern gewesen. Daheim erst, wie sie allein sind, nimmt sie seine Hand. „Ich danke Gott: er hat es dir gelingen lassen!“ sagt sie. Sonst nichts. Er versteht sie ganz.

14.

Die Franzosen haben Fichten nicht verfolgt. Aber ein anderer Feind ist ihm schon dicht auf den Fersen und holt ihn in den Frühlingstagen ein: Krankheit. Ein richtiger Heerhaufe von Krankheiten!

Noch bringt die Post täglich begeisterte Dankschreiben von Hörern und Lesern der Reden — Briefe aus allen deutschen Ländern —, da kann er sich auf einmal ihrer nicht mehr freuen. Die Augen schmerzen und erkennen keine Schriftzüge mehr, die Hand kann kaum ein leichtes Papier halten, der ganze Körper hat bleierne Schwere und bekommt einen lästigen Ausschlag, und der Geist vermag keinen Gedanken mehr zu verfolgen. Wie kann ein Baum, der eben noch im vollen Saft stand und vor Kraft strotzte, über Nacht so gänzlich abwelken? Es ist wohl nicht so jäh gekommen! Aber bei der Arbeit an seinen großen Aufgaben hat Fichte der Zeichen der Ermüdung nicht geachtet, und nun ist er nach Überanstrengung zusammengebrochen.

Frau Johanna Fichte hat an die unverwüßliche Kraft ihres Mannes geglaubt. Nun ist sie erschrocken. Die körperliche und geistige Erschlaffung läßt sie das Allerschlimmste befürchten. Die eingefallenen, hohlen Wangen erinnern zu sehr an das Bild des Todes! Freund Hufeland, der Arzt, nimmt noch einen Rundigen zu Hilfe, damit sie die Art der schweren Erkrankung feststellen. Aber das gelingt nicht.

Die Leber ist nicht in Ordnung, das mag die Ursache der anderen Erscheinungen bilden. Das Bemühen der Ärzte scheint vergeblich, und Johanna wird den Gedanken nicht los, daß Fichte mit seinen Reden der deutschen Nation zum Aufleben verholfen, sich selbst aber zu Tode gerichtet habe. Monate vergehen, bis er Erleichterung fühlt. Sein Geist wird wieder reger, Ekstase stellt sich ein, körperliche Kraft kehrt wieder. Aber der linke Arm und der rechte Fuß bleiben gelähmt. Die Augen werden immer wieder von schmerzhaften Entzündungen befallen. Die Ärzte wenden alle Mittel an, die noch Erfolg versprechen, und erzielen auch weitere Besserung, bis nur die Lähmung der Hand zurückbleibt.

Nun wird er wieder auf Reisen geschickt: in Heilbäder. Er geht nach Warmbrunn, dann nach Teplitz. Nicht völlig gesund, aber doch gekräftigt und von Arbeitsdrang beseelt, kehrt er jedesmal zu den Seinen zurück.

Viele Briefe sind zu beantworten. Die Ideen über eine neue Erziehung haben Leute angeregt, die sich bisher schon auf diesem Felde betätigt haben. Sie bitten Fichte um Unterstützung ihrer Pläne. Er geht auf diese Anliegen ein, auch wenn er eine praktische Mitwirkung ablehnen muß. Er sieht doch immer wieder, daß der Same, den er ausstreute, auf fruchtbaren Boden gefallen ist. Auch Fellenberg aus Hofwyl in der Schweiz und Pestalozzi aus Yverdon haben geschrieben. Wie freut ihn Pestalozzis Wort an seine Frau: „Sagen Sie Ihrem Fichte, daß ich die Größe des Verdienstes, das er um mich hat, in seinem ganzen Umfange erkenne. Sein Wort hat für mich und mein Tun und meine Zwecke Folgen, wie noch keines Menschen Wort gehabt hat. — Es ist mir angenehm, Ihnen noch sagen zu können, daß das jetzige preussische Ministerium sich mit großer Tätigkeit für meine Methode interessiert.“

„Nun also! Es wird!“ sagt Fichte. Und so wird es auch mit ihm selber. Die Bestätigungen, daß er der Erziehungskunst hat den Weg bereiten helfen, und die Wahrnehmung, daß das Feuer vaterländischer Begeisterung, das er doch mit entfacht hat, ihn umloht, tragen zu seiner Erfrischung bei.

In Teplitz ist er wie ein seltsamer, weltfeindlicher Büsser einhergegangen, hat sich mit finsterner Strenge von der bunten Bewegtheit des BADELEBENS zurückgehalten; in Berlin will er sogleich wieder mitten im Leben stehen, das heißt für ihn: er will der Wissenschaft und dem Vaterlande gehören. Sobald die Kräfte es ihm gestatten, bereitet er philosophische Lesungen vor; denn die Errichtung der neuen Universität ist in die Nähe gerückt. Es wird nur noch die Rückkehr der preussischen Regierung abgewartet.

Der 23. Dezember 1809 ist ein Jubeltag für Berlin. Das Königs-paar zieht ein, Friedrich Wilhelm zu Pferde, Königin Luise in einem von der Stadt geschenkten Wagen. Auch Fichte begrüßt das Herrscher-paar mit innigen Wünschen, und er feiert dieses Weihnachten als ein Fest der Freude und Hoffnung der Deutschen. Die königliche Familie hat mit persönlichen Opfern dem Volke ein leuchtendes Vorbild gegeben, dem von allen guten Bürgern nachgeeifert wird. Da ist es möglich geworden, einen Teil der Kriegssteuern an Frankreich zu bezahlen und eine Verminderung der feindlichen Besatzung zu erreichen. Es wird noch anderes folgen. Die Anwesenheit des Landesherrn und der geliebten Königin Luise in der Hauptstadt stärkt die Bewegung, die auf Befreiung des Vaterlandes zielt. Der Wille wird zur Tat führen. Die Männer, die sie vollbringen werden, sind schon am Werke: Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Blücher und andere. Und er, Fichte, will immer seine Kraft in den Dienst der deutschen Sache stellen. Gottlob, daß er wieder soweit hergestellt ist und schaffen kann!

Sein Entwurf zur inneren Ausgestaltung der neuen Universität ist nicht zur Ausführung gebracht worden. Das hält ihn nicht ab, an ihr zu wirken. Er übernimmt im ersten Jahre das Dekanat der philosophischen Fakultät und im zweiten Jahre die Verwaltung des Rektorats. Das Ziel, eine wahrhafte Gemeinschaft zwischen Lehrenden und Studierenden herzustellen, verfolgt er auch in Berlin, und wie in Jena und Erlangen beabsichtigt er, studentische Ansitten auszurotten. Er erstrebt eine Zucht, die die Erziehung zu Ernst und Würde ermöglicht. Die Reiferen unter den Jünglingen sind bereit, mit ihm

„die heiligen Gebote der Vernunft und Sittlichkeit“ zum bindenden Gesetz zu machen; dennoch gelingt es nicht. Da Fichte halbe Maßregeln nicht gutheißen kann und nur einen neuen Zwiespalt entstehen sieht, legt er die Rektorstelle nieder. „Nur indem ich nach festem Gesetze und unwandelbaren Grundsätzen einhergehe, kann ich ein rechtlicher Mann bleiben“, sagt er und zieht seine Folgerungen. Er forscht und lehrt, und er sucht mit aller Kraft auf die Charakterentwicklung der sich ihm anvertrauenden Jugend einzuwirken. Sein Saal ist immer gefüllt. Nicht nur von Jünglingen, die den berühmten Professor, der die Reden an die deutsche Nation gehalten hat, auch einmal gehört haben wollen; gerade die Besten der Studierenden verehren ihn und stehen im Banne seiner großen und reinen Persönlichkeit.

Im Sommer fährt er wieder nach Teplitz. Er besucht das Elternhaus in Rammenau und ist froh, daß er als wohlbestallter Professor die Not ein wenig lindern kann, die die Überflutung des Landes mit fremdem Kriegsvolke auch über die Bandweberfamilie gebracht hat. Die Mutter kann ihre Verbitterung nicht verbergen; sie jammert über die schlechte Welt und über die beiden ungeratenen Söhne und kann ihrem Ältesten, den sie doch so selten einmal sieht, kaum ein freundliches Wort sagen. Der Vater, abgerackert und still, dankt gerührt dem Sohne für die Einklehr, läßt sich erzählen von der guten Schwiegertochter und dem Enkel Hermann und von den Welthändeln. Dann fragt er, ob sie nicht einmal hinübergehen wollen auf den Kirchhof? Johann Gottlieb, breit, stark, rotbackig, führt den alten, hageren, grauhaarigen Vater; sie bleiben immer nach wenigen Schritten stehen, betrachten das stille Dorf und die Waldhügel, die es umgeben: das ist alles noch so schön wie vor vielen Jahren. Wie das Johann Gottlieb sagt, antwortet der Vater: „Aber am allerschönsten ist's doch da!“ Und er weist hinein in den Friedhof. Hier wird er auch bald seine Ruhe finden. Und dieser Gedanke mag ihm tröstlich sein; denn er hat nun ein verklärtes Lächeln im Gesicht. So treten sie an den Grabhügel, darunter Gotthelf schon seit zehn Jahren schläft. Der Schmerz über den frühen Tod des Lieblingsbruders ist

in Johann Gottlieb doch leise erwacht, und er wiederholt sich zum Troste: „Am allerschönsten ist's doch da!“ Der Vater nickt und spricht in frommer Einfalt: „Wieder aufzublühn, werd' ich gesät...“ Gläubige Verse des Dichters, der auch Johann Gottliebs Herz selig ergriffen hat! In ihnen fühlen Vater und Sohn jetzt eins. Wie sie zurückgehen ins Haus, reden sie nur noch wenige Worte, sie wollen das nicht zerstören, was in ihrer Seele klingt.

Der folgende Tag bringt Johann Gottlieb Fichte wieder ein Erlebnis, das ihm teuer ist. Er wandert nach dem Elbstrome und besucht auf Schloß Siebeneichen Dietrich von Miltitz. Der ist ihm in Leipzig und in der Schweiz schwärmerisch zugetan gewesen, und die Freundschaft hat ausgehalten, sie hat sich noch vertieft; denn was sie jetzt eint, ist derselbe Glaube an die Zukunft des Vaterlandes. Die Freiheitsbewegung hat in Siebeneichen eine Statt: hier beraten Kleist, Körner, Carlowitz und andere Männer, wie sie Sachsen aus französischer Knechtschaft lösen könnten; hier hat Fichtes Ruf begeisterten Widerhall gefunden. Dietrich von Miltitz beneidet den Freund, der die mutige Tat der Reden an die Deutschen hat vollbringen können, und sehnt sich nach der Möglichkeit der eigenen Tat.

„Sie haben Blitz und Donner geredet, lieber Fichte. Und wir haben die Säbel gewetzt und werden fechten für die deutsche Sache! Wir haben unsern Schill zu rächen!“ sagt der Freiherr.

„Unsern prächtigen Landsmann! Auch da will ich dabei sein!“ entgegnet Fichte. Dann warnt er noch: „Aber Geduld! Geht nicht durch! Denkt an Schill und an viele andere, die's nicht erwarten konnten! Nur keine Kraft verpuffen! Es werden alle gebraucht!“

Die Männer schütteln sich die Hände. „Kommen Sie gesund zurück, Fichte!“

„Tauglich komm ich zurück!“

Dann setzt er die Reise bis Teplitz fort. Manche Badegäste erkennen ihn wieder, sie wollen ihn in die Geselligkeit ziehen, damit er sich aufheitern lasse. Andere gaffen ihn an, belächeln ihn. Das reizt ihn nicht mehr, er ist längst daran gewöhnt, als Ungetüm zu erscheinen; aber er ist nicht hergekommen, um sich zur Schau zu

stellen, und also hält er sich wieder abseits. Das oberflächliche Geschwätz und Getu sind nichts für ihn. Wo ist die ernste Stimmung, die ein Volk nach erlittener Schmach und Not und vor dem nahen schweren Entscheidungskampfe in sich tragen muß? Er hätte nicht übel Lust, diesem Badevolk eine Rede zu halten, wie ein Gewitter müßte sie niedergehen über die dummen und eitlen Köpfe! Aber sie sind ja zur Kur und müssen geschont werden! Und er selber will sich auch jeder Aufregung enthalten, und das Denken ist ihm verboten! Das ist zum Lachen! Er macht seine Kur nach ärztlicher Anweisung, damit die Lähmungserscheinungen völlig schwinden, sein Hirn aber denkt, und zwar ernst und schwer; denn die großen Dinge bereiten sich vor, und darüber unterhält er sich brieflich mit vielen eingeweihten Persönlichkeiten. Das schadet ihm nicht, es gibt ihm Mut, stärkt ihn innerlich. Ja, wenn er unter seinen sächsischen Landsleuten Dietrich von Miltitz, von Carlowitz, Psuel, und wie sie alle heißen, weilen könnte, das wäre seiner Seele eine rechte Kur! Aber, vernünftig sein! gebietet er sich. Jetzt gilt's: den Körper gesund machen und — tauglich heimkehren!

Die Kur erzielt auch eine weitere Besserung. Die frühere Kraft und Beweglichkeit erhalten seine Glieder aber nicht wieder.

Bald steht er in seinem Hörsaal vor seiner Jugend. Er entwickelt seine Wissenschaftslehre in ihrem ganzen Umfange.

15.

Daneben verfolgt er eifrig alle politischen Vorgänge. Napoleon will gegen die Russen ziehen. Das ist ein Abenteuer, von dem ihm kein Mensch abraten möchte, denkt Fichte. Mag Rußland unterliegen oder nicht, Napoleons Macht wird erschüttert werden. Ein Weltreich, zusammengesetzt aus Ländern und Völkern ganz verschiedenartigen Charakters, ohne eine beherrschende höhere Idee, hat keinen sicheren Bestand. Mögen die Franzosen mit ihren Hilfstruppen noch einmal durchziehen, noch einmal lästige Gäste sein: die marschieren einer Katastrophe entgegen!

Ein Freund legt Fichten nahe, das Vorrücken der Franzosen nicht

abzuwarten, sondern sich in Sicherheit zu bringen; am besten sei es, nach Rußland zu entfliehen. Als Fichte seine Reden an die deutsche Nation hielt, ist er nicht ernstgenommen worden; jetzt haben die Franzosen das Ziel und die Wirkung seines mutigen Auftretens erkannt und zählen ihn zu den gefährlichen Aufwieglern. Diesmal werden sie ihn festnehmen! Fichte erklärt, er gäbe sein Lehramt nicht auf, werde seiner Bestimmung leben und weiterhin arbeiten, wie sein Gewissen ihn heißt; er sehe mit Ruhe jedem Schicksal entgegen.

Er bleibt in Berlin. Das französische Heer zieht ein, drängt weiter nach Osten. Es hat ein großes Unternehmen vor und keine Zeit, Professoren zu verfolgen, zumal Preußen sich ja Frankreich verbündet hat. Fichte kann ungestört Vorlesungen halten. Und nicht vor leeren Bänken! Freilich kann er keine reine Freude an seiner Freiheit haben: die wird ihm ja nur gelassen, weil Friedrich Wilhelm, der seit dem Tode seiner tapferen und klugen Gemahlin in seine alte Schwäche verfallen ist, mit der Hälfte seines stehenden Heeres die Armee des Krsen verstärkt hat! Eine neue Schmach! Viele preußische Offiziere ertragen sie nicht, sie haben ihren Dienst verlassen und kämpfen nun unterm Zaren gegen Napoleon.

Die auf eine baldige Befreiungstat gehofft haben, sehen sich enttäuscht; mancher verliert wohl ganz den Glauben daran. Fichte aber bleibt weiter davon überzeugt, daß Napoleon, der nach seinem Wort das Verhängnis Rußlands erfüllen will, sein eigenes Verhängnis heraufbeschwört. Die französischen Siegesnachrichten von Smolensk und Borodino können ihn nicht irremachen. Immer fort ins weite Rußland hinein! Und als er in Berlin einen Franzosen die Freudenbotschaft von der Einnahme Moskaus ausrufen hört, erschrickt er gar nicht, er hat mit der Eroberung Moskaus gerechnet. Nun weiter! Weiter! In russische Ode und russischen Winter hinein! Wenn nur die Russen sich jetzt nicht verloren geben, wenn sie nur den Krieg noch den Winter hindurch dauern lassen! Die Zeit und die Natur ihres Landes sind ihre Bundesgenossen. Dies ist Fichtes einzige Sorge, daß die Russen ihre Lage für schlimmer halten könnten, als sie ist.

Er hat ihnen die Tat nicht zugetraut, die dem Kriege auf einmal eine andere Wendung gibt. Bald erfährt er von ihr: Moskau in Schutt und Asche; Napoleon, das geplante Winterquartier verloren, in Bedrängnis, bietet Rußland günstigen Frieden an. „Der erste Schritt ist gut gewesen, aber werden Sie auch den zweiten zu tun wissen?“ sorgt sich Fichte wieder. Denn gehen die Russen auf das Friedensangebot ein, dann kann Napoleon seine Armee in Ordnung abziehen lassen und Europa weiter tyrannisieren. Nur keinen Frieden jetzt! Professor Fichte in Berlin wartet so sehnsüchtig auf die Antwort des Zaren, wie der Kaiser Napoleon in Moskau. Endlich wird sie gegeben. Napoleon flucht und will den Kreml in die Luft sprengen lassen, Fichte jubelt; denn die Russen haben erklärt, daß der Krieg für sie jetzt erst anfinge!

Sie haben es ernst gemeint. Die Zeitungen berichten von dem grauenvollen Schicksal, das der harte russische Winter und die Kosaken dem Napoleonischen Heere bereitet haben. Und bald bewegt sich auf den deutschen Landstraßen von Osten her der Zug erbarmungswürdiger Gestalten: ausgemergelte, hungrige, kranke, halberfrorene Männer, ohne Waffen, angetan mit einzelnen Monturstücken, erbettelten bürgerlichen Kleidern und Lumpen! Die Reste der stolzen Armee, die vor einem Jahre siegesgewiß und übermütig in den deutschen Städten auftrat! Ihr Kaiser ist ihnen in einem Bauernschlitten vorausgeeilt! Sie füllen die Lazarette, sie leben vom Mitleid der deutschen Bürger, sie zittern in Angst vor den Kosaken, die ihnen auf den Fersen sind, sie lassen sich den Spott der Straßenjungen gefallen:

Trommler ohne Trommelstock,
Kürassier im Weiberrock,
Ritter ohne Schwert,
Reiter ohne Pferd,
Flüchtling ohne Schuh,
Nirgends Rast noch Ruh,
Kranke ohne Wagen,
So hat sie Gott geschlagen!

Es ist nicht nur Spott, es ist der Glaube des lange Jahre ge-

quälten Volkes: Gott hat ein Gericht gehalten über den grenzenlosen Hochmut des Korsen! Die große Stunde ist da. Ehe Napoleon in Frankreich eine neue Armee ausrüstet, muß Preußen sich erheben.

Johann Gottlieb Fichte sagt „Jetzt oder nie!“ Er will die Entscheidung hören. Er schickt einen Studenten mit Briefen nach Breslau, wo der König mit seiner Familie seit Ende Januar Wohnsitz genommen hat. Die Briefe fordern Antwort auf die Frage, die jetzt alle Männer erregt: Soll die Stunde versäumt oder genutzt werden? Mit Ungeduld harret er der Antwort. Sie lautet: Preußen nimmt den letzten Kampf auf. Und das ganze Volk erhält die Antwort in dem Erlaß vom 3. Februar, dem „Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung“.

Die jungen Männer verlassen Haus und Arbeitsstätte und lassen sich ins Heer einreihen. Soll er, Johann Gottlieb Fichte, der jederzeit die Tat über das Wort gestellt hat, jetzt noch philosophieren und am Katheder stehen? Er hat sofort seinen Entschluß gefaßt: er wird auch mit seiner Person sich zum letzten Kampfe stellen, wird seinen Schülern ein Beispiel geben.

Er gibt die Vorlesungen auf und verabschiedet sich von den Studierenden mit einer Rede, die seine zuletzt gehaltenen Vorträge über die Staatslehre krönt; denn er begründet darin die Pflicht, den Staat auch mit der Waffe zu schützen, dem Vaterlande sein Leben zu opfern.

Freunde der Geistesbildung könnten in anderer Lage sagen, daß sie, ohne die Waffen zu ergreifen, oft genug den „weit höheren Mut, mit Verachtung des Urteils der Menge seiner Überzeugung treu zu bleiben“, beweisen — Fichte weiß, daß er diese Standhaftigkeit Mut nennen darf! „Aber“, fragt er, „wenn ihnen die Teilnahme an dem Widerstande nicht freigelassen wird, wenn sie sogar zu derselben aufgefordert werden, wie verhält es sich dann?“

„Die Masse der zum Widerstand nötigen Kräfte können nur diejenigen beurteilen, die jenen Entschluß faßten, und die an der Spitze des Unternehmens stehen. Nehmen sie Kräfte in Anspruch, die in der Regel nicht dazu bestimmt sind, so müssen wir, nachdem wir

überhaupt Vertrauen zu ihnen haben können, ihnen auch darin glauben, daß diese nötig sind. Und wer möchte, bei ungünstigem Ausgange, den Gedanken auf sich laden, daß durch sein Sichausschließen und durch das Beispiel, das er dadurch gegeben, das Mißlingen veranlaßt sein könnte? Das Bewußtsein, meine Streitkraft ist nur klein, wenn es auch ganz gegründet wäre, könnte dabei nicht beruhigen. Denn wie, wenn nicht sowohl auf die Streitkraft, als auf den durch das Ganze zu verbreitenden Geist gerechnet wäre, der hoffentlich aus den Schulen der Wissenschaft ausgehend ein guter Geist sein wird; wie, wenn gerechnet wäre auf das große, den verbündeten deutschen Stämmen zu gebende Beispiel eines Stammes, der in allen seinen Ständen ohne Ausnahme sich erhebt, um sich zu befreien?"

„Endlich kann ja auch dies nicht die Meinung sein, daß jeder ohne Ausnahme nur als Massenkraft wirke; es gibt ja da so viele andere Geschäfte. Nur dies scheint gefordert zu werden, daß jeder, mit Beiseitsetzung weitaussehender Zwecke, seine Kräfte dem dargebotenen großen Momente, zu jedem, wozu sie in diesem Moment am tauglichsten sind, widme.“

Die Jünglinge, die ihm zum Abschiede die Hand reichen, fühlen sich gestärkt und wollen ihre Pflicht dem Vaterlande gegenüber so erfüllen, daß ihr verehrter Professor mit ihnen zufrieden sein soll. Ihr Handdruck ist Dank und Gelöbniß.

Zufrieden kehrt Sichte heim. Wie leicht hat es diese Jugend! Sie ist zu beneiden! Er wird es schwerer haben, das weiß er schon; aber er wird sein Begehren, in diesem Kampfe um die Befreiung sein „Geschäft“ angewiesen zu bekommen, so begründen, daß es nicht abgeschlagen werden kann wie 1806! Er nimmt sein Tagebuch vor, und mit der Feder in der Hand berät er, sucht er sich „der Reinheit seines ersten Anerbietens“ ganz bewußt zu werden. Nicht eine etwaige Neigung darf bestimmend wirken, nicht Phantasie darf ihn anregen, nicht ein eigennütziger Trieb darf sich unbewußt seinem Denken unter-schieben! Er will sich „gerecht richten“. „Vorüber du dich im Verdachte hast, das schaffe weg!“ Er wird sich klar, auf welches Ziel seine Wirksamkeit eigentlich sich richtet: er will durch „unmerkliches

Höherstimmen und Heiligen" das unmittelbare Handeln fördern. Und nun legt er den Plan der Behörde für die geistlichen Angelegenheiten vor.

Denn es ist eine politische und geistliche Angelegenheit für ihn. „Ich tue dadurch freilich nur, was jeder Prediger auch tun soll; ich glaube es nur anders tun zu können als die gewöhnlichen Prediger, weil ich eine höhere und geradezu praktische Ansicht vom Christentum habe.“ Auf die Ordination will er verzichten, es mag neben ihm in der Brigade der gewöhnliche Feldprediger predigen und die Sakramente verwalten. Er will auch nur auf freiwillige Zuhörer rechnen. Sein Platz müsse das Königliche Hauptquartier sein, und er erbittet sich, unter niemand anderem zu stehen als unter dem König oder dessen Stellvertreter.

Er stellt Bedingungen und bringt, wie schon zu verschiedenen Malen, die Behörden in Verlegenheit! Bei allem Ernst und reinem Willen hat dieser Fichte doch auch seinen Eigensinn! Wieviel ist ihm schon dadurch gescheitert! Und auch diesmal wird sein Anerbieten abgewiesen!

Das trifft ihn schwer. Er braucht das Außerordentliche. Nach schweren Jahren des Suchens hat er doch als philosophischer Schriftsteller und als akademischer Lehrer so große Erfolge gehabt; er hat stets die höchsten Ansprüche an sich selbst gestellt und sie mit Leistungen befriedigt; er ist sich seiner gewaltigen Tat bewußt, die die Reden an die deutsche Nation bedeuten: was schlechthin tüchtig und eigenwüchsig ist, kann ihn nicht mehr befriedigen; er muß mit einer neuen Tat seinen Daseinswert steigern! Und das kann er jetzt nur im Kriege; denn der Krieg gilt jetzt allein!

Es wird ihm nicht vergönnt!

Aber Fichte gerät nicht in die Gefahr, die schwächeren Naturen in seiner Lage droht. Wer sich in der Rolle des Gefränkten gefällt, schließt sich aus der Gemeinschaft aus, verbittert, stirbt an gebrochenem Herzen. Nein, so darf ein Mann nicht sterben! Er muß

trüzig nach Aufgaben suchen, um auf eine andere Weise zu wirken, was ihm auf die eingebildete nicht zu wirken gestattet wurde! Er muß verhüten, daß sein Leben verödet!

So läßt er auch Gattin und Sohn kein Wort der Klage hören, zeigt ihnen kein grämliches Gesicht. Sie brauchen mich nicht, nun, dann bin ich dort ersetzbar, und mein Vorhaben ist nicht ein ausdrücklich an mich gestelltes Pflichtgebot gewesen, wie ich meinte! Ich soll also bei meinem Berufe bleiben und lehren. Es sei! Damit ist die Enttäuschung überwunden.

Er kündigt Vorlesungen an. Studierende finden sich ein. Ihre Zahl wächst. Sind es auch nicht die Männer, zu denen er hat reden wollen, nämlich „die in letzter Instanz Beschließenden und Handelnden“, so sind es doch junge Deutsche, aus denen einmal solche führende Persönlichkeiten hervorgehen sollen. Und so lohnt das Lehren schon! Niemals hat Johann Gottlieb Fichte über des Kaisers Bart spekuliert, stets hat er auf das Wollen und Handeln der Menschen einwirken, erziehen wollen: jetzt kann er gar nichts anderes. „Über den Begriff des wahren Krieges“ spricht er. Und das ist der Krieg, den Preußen führt. Aus dem gegenwärtigen Geschehen leitet er die allgemeinen Urtheile ab. Er verfolgt es genau und studiert alle Akten, die von der Regierung bekanntgemacht werden. Steht er in einem Hörsaale der Akademie? Er steht im Königlichem Hauptquartier, wie er es gewollt hat; nur sind es nicht Generale, sondern Studenten, die er in die Entwicklung und den Sinn der großen politischen Ereignisse einweiht und in eine geistige Welt hinausführt.

Und: er reiht sich doch ein in die Armee!

Der Landsturm ist aufgeboten worden. Wer darf den zurückweisen, der unter die Waffen treten will? Man will den berühmten einundfünfzigjährigen Professor der Philosophie zum Offizier ernennen. Offizier? Damit fängt er nicht an. Das Handwerk des Soldaten muß er erst erlernen. „Hier tauge ich nur zum Gemeinen!“ sagt er.

Er nimmt die Übungen des Landsturms so ernst wie alles andere. Zwar reizt die Erscheinung des beleibten und bebrillten Professors

in Uniform zuerst die Kommandierenden zum Lachen. Aber seinen Eifer stört das nicht, er exerziert stramm, und bald handhabt er seine Pike geschickter als mancher jüngere. Was die Professoren Buttman und Rüks ewig nicht begreifen, die Links- und Rechtswendungen, macht ihm gar keine Schwierigkeiten. Ist er nicht vor wenigen Jahren an Bein und Hand gelähmt gewesen? Davon merkt keiner etwas: er fällt aufs Knie, liegt lang auf der Erde, springt auf zur Attacke. Er pustet, und der Schweiß rinnt ihm über die runden, dunkelgeröteten Wangen, aber er hält aus bis zum Ende der Übungen. Wohl, es kann aus ihm noch etwas werden! Nicht nur Schleiermacher, Buttman und Rüks und die anderen Gelehrten in seiner Kompanie, auch die Kommandierenden haben Achtung vor dem eifrigen Landsturmmann Fichte und lächeln nicht mehr über ihn!

Er denkt nicht daran, „etwas zu werden“; er denkt nur: wann wird man uns endlich vom Übungsplatze nach dem Kampffelde rufen? Dort will er seinen Mann stellen und auch sein Leben opfern, wenn es das Schicksal fordert. So tritt er dem Verein Berliner Universitätslehrer bei, der „falls einer oder mehrere im Kriege umkommen sollten, für deren hinterbliebene Weiber und Kinder theils durch eigene Beiträge, theils durch alle mögliche Verwendung beim Staate, oder wo irgend Beihilfe zu erwarten sein könnte“, sorgen soll.

Der Kampf wird ausgefochten, die Freiheit errungen werden! Nur aushalten, und wenn mehrere Feldzüge notwendig werden sollten! „Ein frisches Herz und keinen Frieden!“ sagt Fichte, als im Sommer der Waffenstillstand kommt.

Es wird auch sein Sohn noch mitkämpfen müssen. Der erhält auch seine Pike, und der Vater exerziert mit ihm. Daheim ist Fichte doch Offizier!

Aber vergeblich wartet er auf den Befehl, der seine Kompanie für den militärischen Dienst bestimmt. Er bleibt Landsturmmann und Professor in Berlin. Von da aus aber nimmt er an dem Siegeszuge teil, der in der dreitägigen Völkerschlacht bei Leipzig die große Entscheidung bringt.

Frau Johanna Fichte hat sich jederzeit des Mannes würdig gezeigt, der die Bestimmung des Menschen im Handeln erblickt. So steht sie auch im Jahr des großen Krieges nicht in banger Sorge abseits. Ihr Körper ist zart, und sie hat sich von mehrfachen Erkrankungen und von den schweren Sorgen während Fichtes Fluchtaufenthalt in Königsberg und Kopenhagen kaum erholt; dennoch folgt sie sogleich dem Rufe zur Hilfeleistung bei der Pflege der Verwundeten und Kranken. Sie sammelt Decken, Wäsche, Leinwand, zupft Scharpie, bringt aus Bekanntenkreisen Geldmittel auf. Und als nach den Schlachten von Großbeeren und Dennewitz in den Lazaretten Berlins freiwillige Krankenpflegerinnen gebraucht werden, nimmt sie auch diesen Dienst auf sich. Es kommt sie zwar ein Grauen an vor dem Gestöhn in Sterbeangst und vor den wilden Phantasien der am Nervenfieber Daniederliegenden; doch Fichte redet ihr Mut zu, und sie überwindet ihre Schwäche.

Bald haben ihre Menschenliebe und das echt Fichtesche Pflichtbewußtsein sie zu einer der besten Pflegerinnen gemacht. Sie steht nun mit Frau Reimer der weiblichen Pflege vor. Das fordert nur größere Opfer von ihr. Doch wenn ihr ein Genesender dankbar die Hand drückt, da ist sie für ihre Hingabe reich belohnt. Und wenn sie einen ruhiger und leichter aus dem Leben scheiden sieht, weil sie ihm den Sinn auf das Ewige gelenkt hat, so empfindet sie ein tiefes Glück: es ist ihr vergönnt zu wirken, was ihr Fichte draußen im Kriege hat wirken wollen.

Gutes tun aus dem Herzen heraus, das allein macht glücklich. Aber das beste, das größte, das letzte, das vom Menschen gefordert werden kann? Fichte ist dazu bereit; aber Gattin und Sohn sollen, wenn die höchste Gefahr naht, sich in Sicherheit bringen. Nun wogt der Krieg über fernere Gegenden davon. Das Opfer des Lebens braucht er nicht zu bringen.

Da Johanna glücklich ist in der Erfüllung der übernommenen schweren Pflicht fürs Vaterland, da auch endlich die Geschicke Deutsch-

lands sich zum Guten wenden, geht Fichte mit neuer Kraft an seine Arbeit. Er beginnt die Wintervorlesungen mit einer Einführung in die Philosophie. Danach will er seine Lehre in einer bisher nicht erreichten, völligen Klarheit darbieten. Obgleich er sie oft durchdacht und geformt und mit der Darstellung die besten Köpfe zur Bewunderung hingerissen hat, ist es ihm doch jetzt, als sähe er das ganze Gedankengebäude bis in die innersten Räume zum ersten Male hell erleuchtet. Nun steht er vor dem Ziele seines Lebens.

Im nächsten Sommer will er mit der Familie in der lieblichen Elbgegend zwischen Dresden und Meissen stille Wochen verbringen. Dort, in der Heimat seiner schönsten Jugenderinnerungen, soll sein letztes Werk vollendet werden. Beglückender Gedanke: im Jugendlande, wo einst die erste Saat ausgeworfen worden ist, die reife Ernte zu bergen!

Bis dahin frisch arbeiten, vorbereiten! Wenn der Winter dahingegangen und auch für Deutschland die dunkle Zeit vorüber ist, kommt für seine Gattin und ihn selber die Freiheit. Dann fort in das Land, nach dem er sich schon zu sehnen beginnt!

Das Jahr, von dem er sich nach einem Leben der Unruhe und des Kampfes endlich den wohlthuenden Frieden verheißt, ist kaum angebrochen, da sitzt er am Krankenlager der Gattin. Das furchtbare Nervenfieber hat sie befallen.

Alle schönen Hoffnungen sind auf einmal zerbrochen! Das Weib, mit dem er alle Pläne erwogen und die tiefsten Gedanken durchdacht, jetzt irreredend! Das Herz, in dem Liebe und Mut gewohnt haben, jetzt ersterbend! Der Leib verfallend! Ein fremdes Wesen! Der Tod sitzt in ihr und zerstört sie! Gegen wieviele Feinde hat Fichte tapfer und zäh gestritten: hier ist er zur Ohnmacht verurteilt! Und auch die Ärzte. Sie wagen nicht, ihm die geringste Hoffnung zu machen!

Ihr Grauen vor dieser Krankheit fällt ihm ein. Hat er denn diese Mahnung nicht verstanden? Oder — verwirren jetzt auch ihm sich die Gedanken? Hinweg mit allem, was Zweifeln und Selbstvorwürfen gleicht! Es ist töricht! Und es macht ihm noch die Ausübung einer Pflicht unmöglich! Diese Pflicht ruft ihn von der Todkranken fort:

es ist die erste Vorlesung über seine Wissenschaftslehre, die er hat für heute abend ansetzen lassen. Er muß sie halten. Er muß sich auch wenigstens noch kurz vorbereiten. Und hier röchelt sein Weib, verbrennt im Fieber! Muß er nicht bei ihr bleiben, solange sie noch atmet? Aber er sitzt nur da, sich zur Qual. Der Sohn und die Ärzte raten ihm, nach der Akademie zu gehen und die angesetzte Vorlesung zu halten; denn wer kann wissen, wie lange der Todeskampf dauert?

So nimmt er denn Abschied. Das Weib hat dieser Welt schon den Rücken gekehrt, es vernimmt das Beben seiner Stimme nicht mehr. Was es lallt, ist eine fremde Sprache und gilt nicht ihm!

Der feste, derbe Mann, den noch keine Unbill hat ganz niederwerfen können, geht vom Schmerz gebeugt davon. Die Lippen aufeinander gepreßt, daß er nicht sein Weh hinausschreien kann! Er soll ja vor Hörern stehen, soll ruhig und sicher seine Ideen entwickeln! Er muß alle Kraft zusammenraffen!

Und es gelingt ihm! Zwei Stunden lang spricht er, schmiedet die Kette der Gedanken, Glied an Glied. Niemand ahnt, daß ihm das Herz blutet!

Als er geendet, eilt er heim. Zu der Sterbenden, meint er.

Da aber ist Frau Johanna keine Sterbende mehr! Haben seine Gebete Erhörung gefunden? Soll ihm die Gattin wirklich wiedergeschenkt werden? Die Ärzte hoffen es, gewisse Anzeichen lassen sie die Überwindung der Krise vermuten.

Da wallen Freude- und Dankgefühle in ihm auf, daß er ihnen nicht Halt zu gebieten vermag. Des giftigen Hauches der Kranken nicht achtend, beugt er sich über sie und schluchzt: „Gott sei innig Dank! Du bleibst, Liebe, Teure! Du bleibst uns!“

Sie bleibt.

Aber nicht ihm. Nur dem Sohne.

Als er aus heißer Inbrunst die ihm Wiedergeschenkte begrüßt hat, da hat er selber den Tod geatmet.

Am nächsten Tage schon ist er ein kranker Mann. Er wehrt sich, wie er sich immer gewehrt hat. Arbeit, Pflicht gilt! Der Geist muß den unheimlichen Feind in ihm überwinden! Er hält seine Vor-

lesungen, bis die Kräfte ihn verlassen. Und nun liegt er, wie er vor wenigen Tagen die Gattin hat liegen sehen. Ihn aber hat der Tod sicherer gepackt!

Sein Freund Hufeland wendet alle ärztliche Kunst an. Er hat ja in den letzten Jahren das Nervenfieber studieren können und ist erfahren in der Behandlung. Aber alle Mittel versagen. Die Betäubung des Hirns tritt ein. Innere Organe sind schon gelähmt.

Er hat begonnen, seine Gedankenwelt in letzter, vollkommener Klarheit darzulegen — —. Nun ist die Fackel seines Geistes erloschen, er redet im Fieberwahn.

Und doch leuchtet der Geist aus der Nacht noch kurz auf. Als der Sohn ihm die Kunde bringt, daß Blücher die Franzosen über den Rhein verfolgt, da horcht er auf, und er drückt seine Freude aus über das Gelingen des Feldzuges. Nun lebt doch Deutschland weiter! Es hat sich gerettet durch opferbereite, große That! Dies spricht er in klaren, frohen Worten aus. Als er wieder in Fieberwahn verfallen ist, befindet er sich im wilden Schlachtengetümmel, stimmt Siegesgeschrei an, — und seine Gedanken gehen unter in Nacht.

Der Tod hat gesiegt. Es kommt ein plötzliches Erlöstsein von aller Qual über den Kranken. Noch einmal täuscht der Tod, die auf Gesundung hoffen. Sichte aber weiß es besser. Als der Sohn ihm Arznei reicht, wehrt er ab mit den Worten: „Ich fühle, daß ich genesen bin!“ Und er entschläft.

Letzte Klarheit und Ruhe ist das Wort, mit dem der große Denker Abschied genommen hat.

Bücher von Oskar Schwär:

Die Leineweber, Roman, 4 RM.

Zum geharnischten Ritter, Roman, 2,80 RM.

Die Alten, Roman, 2,80 RM.

Im Bann der Scholle, Erz., 2,80 RM.

Der Sündenbock, Gesch., 3,20 RM.

Von deinem Leuchten träum' ich still, Nov., 2 RM.

O du Heimatflur! Gesch., —,90 RM.

Der Vater, Nov., —,25 RM.

Oberlausitzer Lichtenabend, Spiel, —,80 RM.

Wir Oberlausitzer, 2,40 RM.

30. Sep. 1992

[illegible]

25. 8°. 3273

**Nur bedingt
verleihbar**

[illegible]

III/9/280 JG 162/6/85

Stadtbibl. Dresden

2. Ex.
1. Ex. : 11. 8° 1159 = 0

1 Einz. Philosophen fr.

25. 8° 3273

Nur bedingt
verleihbar

PRESERVATION ACADEMY

Entsäuert
09 / 2005